

**mit
arbeit**

Nr. 18/19 – 2012



HH – MdA 2017
Profil, Themen, Denkanstöße

Seite 2	Museum und Ausstellen (Helmut Lackner)
Seite 6	Wie lernt Mensch Arbeit? (Dr. Jürgen Bönig)
Seite 10	Sammlungsbereich: Haushalt – Handarbeit (Museum der Arbeit)
Seite 12	Das Thema Arbeiterbewegung im Museum der Arbeit (Mario Bäumer)
Seite 16	Armut trotz Erwerbsarbeit (Friedrich W. Rogge)
Seite 20	Migration im Museum (Prof. Dr. Kirsten Baumann)
Seite 24	Ohne uns fährt kein Mercedes! (Dr. Bodo Schümann)
Seite 28	Unfallverhütungsplakate (Sammlung: Museum der Arbeit)
Seite 30	Geschlecht – bitte an der Garderobe abgeben? (Astrid Schulte-Zweckel)
Seite 34	Zwangsarbeit im Nationalsozialismus (Dr. Reimer Möller)
Seite 36	Museum der Arbeit morgen (Prof. Dr. Kirsten Baumann)
Seite 38	Industriekultur in Hamburg (Prof. Dr. Lisa Kosok)
Seite 42	Industriegeschichte Hamburgs (Prof. Dr. Franklin Kopitzsch u. Dr. Klaus Schlottau)

Bildnachweis:

Helmut Lackner 2 (1), 5 (1)	Raphael Bolius 17 (1), 18 (1), 19 (1)
Peter Sedlaczek, TMW 3 (2), 4 (1)	Bodo Schümann 24 (1)
Karin Plessing, MdA 6 (1), 7 (1), 8 (1), 10 (1), 11 (2), 13 (1), 14 (2), 15 (3), 16 (1), 20 (1), 21 (1), 23 (2), 28 (1), 29 (2), 30 (1), 37 (1), 39 (2), 42 (1)	Elbe-Werkstätten 25 (2), 26 (1), 27 (2)
Museum der Arbeit 7 (1), 8 (1), 13 (1), 41 (1), 44 (1), 45 (1)	Birgit Kiupel 31 (1), 32 (2), 33 (1)
GERMIN 7 (1), 9 (2)	Reimer Möller 34 (1)
Mario Bäumer 12 (1)	KZ-Gedenkstätte Neuengamme 35 (2)
Stephan Morgenstern 15 (1)	Prof. Moths Architekten 36 (1)
	Lisa Kosok 38 (1)
	Norddeutsche Affinerie AG 40 (1)
	Beiersdorf AG 40 (1)
	Klaus Schlottau 43 (1)

Umschlag:

Das Torhaus nach der Sanierung (Grafik: Prof. Moths Architekten, 2009)
 Essenträger vor 1900 (Foto: Karin Plessing)
 Ausschnitt aus Frankfurter Rundschau vom 5. Juni 2012
 Buchführung am Röstofen, Hamburg 1964 (Norddeutsche Affinerie AG)

Editorial

Die Arbeit fortsetzen – neue Potenziale nutzen – alte Defizite beseitigen

Die Profil-Definition der Kulturhistorischen Museen in Hamburg ist zur Zeit ein kulturpolitischer Brennpunkt in unserer Stadt. Als Freunde des Museums der Arbeit haben wir uns von Anfang an eingemischt, wenn es um die inhaltlichen Schwerpunkte unseres Museums ging. In den fast zwei Jahrzehnten seit der Eröffnung hat sich natürlich auch im Museumsbereich viel getan. Neue Themen, neue Beteiligungsformen und neue Darstellungs- und Ausstellungs-Techniken, nicht zuletzt auch neue gesellschaftliche Aufgaben und Probleme haben sich entwickelt. Das Redaktionsteam der „Mitarbeit“ hat daher kompetente Autorinnen und Autoren um eine in die Zukunft gerichtete Standort- und Aufgabenbestimmung für unser Museum gebeten.

Zusammengekommen ist ein lesenswerter Strauß von Beiträgen, der uns zeigt, dass die „alte“ Start-Idee der Gründungs- und Eröffnungsphase immer noch aktuell ist: Vieles, was unser Museum geleistet hat in der Dauerausstellung und in den vielen außerordentlich attraktiven Sonderausstellungen, hat auch heute noch Gültigkeit. Das gilt besonders für die Ausrichtung auf das Wissen der „Praxisexperten“, die aus ihrer eigenen beruflichen Erfahrung heraus über die Arbeitswelt mit allem „Licht und Schatten“ berichten können. Diese Sichtweise ist und bleibt der zentrale Orientierungspunkt eines Museums der Arbeit. Aber sie bedarf der weiteren Vertiefung, der Ergänzung um neue Fragestellungen, gerade weil bereits gute Grundlagen vorhanden sind!

In diesem Sinne wollen wir mit dem vorliegenden Heft die Diskussion um die Fortentwicklung unseres Museums voranbringen, als Orientierung für die Arbeit im Museum, aber auch für die kulturpolitische Diskussion in Hamburg.

Zunächst geht es um die inhaltliche Einbettung des Museums. Im ersten Artikel plädiert **Helmut Lackner** für das notwendige Sowohl-Als auch von **Dauerausstellung und Sonderausstellungen**, besonders aber dafür, die Besucherinnen und Besucher aus der eigenen Region ganz bewusst als vorrangige Zielgruppe anzusprechen. Im letzten Artikel erschließen uns **Franklin Kopitzsch** und **Klaus Schlottau** den aktuellen **Forschungsstand zur Hamburger Industriegeschichte** mit fast 40 überwiegend ganz aktuellen Veröffentlichungen – außerordentlich anregend und motivierend und hilfreich für alle Hamburg- und alle Museum der Arbeit-Fans.

Kirsten Baumann (in ihrem Beitrag „Museum der Arbeit morgen“) und **Lisa Kosok** stellen ihre Überlegungen zur **Standortbestimmung des Museums** vor. Während die gegenwärtige Direktorin eher einen Blick von innen wagt, betrachtet ihre Vorgängerin auch den Standort unseres Museums in der Hamburger Landschaft der historischen Museen. Beide haben da ihre je eigenen Vorstellungen und dass die durchaus auch zu unterschiedlichen Ergebnissen führen, macht diese Beiträge zusätzlich lesenswert.

Alle weiteren Beiträge befassen sich mit Themen, die aus unserer Sicht im Museum der Arbeit zukünftig vertreten sein sollten. So geht **Kirsten Baumann** auf das Thema **Migration** ein. Sie plädiert dafür, dieses Thema (wie übrigens auch das Thema „Frauen und Männer“) in allen Dauer- und Sonderausstellungen „wie einen Generalbass“ mitlaufen zu lassen. **Reimer Möller** schildert die Lage von **Zwangsarbeitern in der Hamburger Kriegswirtschaft** der Jahre 1942 bis 1945. Sein Beitrag erhellt auch die wissenschaftliche Forschungs- und Materiallage, so dass eine entsprechende Ausstellung hierauf aufbauen kann in Absprache mit der Gedenkstätte Neuengamme. **Friedrich Rogge** benennt die aktuelle fatale Größenordnung **prekärer Beschäftigungsverhältnisse** in Deutschland und beschreibt inhaltliche Schwerpunkte für ein dringliches Ausstellungsthema.

Bodo Schumann befasst sich mit der Arbeitssituation von behinderten Menschen im historischen Rückblick bis heute und mit ihren Tätigkeitsbereichen bis hin zum Museum der Arbeit. Hier skizziert er auch einen Fragen-Kanon für ein Ausstellungsprojekt zum Thema **Arbeit und Behinderung**. **Astrid Schulte-Zweckel** beschreibt die Perspektiven des **Gender-Themas** im Museum der Arbeit und arbeitet schlaglichtartig die fortbestehende Benachteiligung von Frauen in der Arbeitswelt und in der Gesellschaft heraus. Nachdrücklich plädiert sie für einen erneuerten eigenen Ausstellungsschwerpunkt zu diesem Thema. **Mario Bäumer** ermutigt in seinem Beitrag dazu, das „alte“ Thema **Arbeiterbewegung** nicht zu vernachlässigen. Er plädiert dafür, das Verhältnis der Arbeiterbewegung zur neueren Umwelt-, Frauen- und Bürgerrechtsbewegung zu beleuchten. Mit dem Thema **Wie lernt Mensch Arbeit** bereichert **Jürgen Bönigs** Beitrag den Themenreigen.

Fazit: Viele gute Ideen und Gedanken ermutigen zum WEITERMACHEN!

Kersten Albers
(Vorstandsmitglied der Freunde
des Museums der Arbeit)

Museum und Ausstellen

Dauer- und Sonderausstellungen im Museum

Helmut Lackner
Historiker;
seit 1991 Technisches Museum Wien
Sammlungsleiter und stellvertr. Direktor



Sammeln, Bewahren, Forschen, Ausstellen, Vermitteln – das sind immer noch die klassischen Arbeitsfelder eines Museums, das sich dieser Definition verpflichtet fühlt und alle musealen Funktionen abdeckt. Dabei wird oft vernachlässigt, dass alle Aufgaben eng miteinander verschränkt sind und nur bei gleichberechtigter Berücksichtigung den Erfolg des Museums gewährleisten.

Die Objektsammlung und die gespeicherten Informationen zu den Objekten sind das Fundament der Museumsarbeit

Die Objektsammlung und die gespeicherten Informationen zu den Objekten sind das Fundament der Museumsarbeit. Diese Aufgabe können die Objekte nur leisten, wenn sie dauerhaft durch (präventive) Konservierung und Restaurierung bewahrt und dementsprechend gelagert werden. Objekte „sprechen“ aber nicht selbst, sondern müssen durch wissenschaftli-

che Forschung erst entschlüsselt und in einen Kontext gestellt werden. Auf dieser Basis tritt das Museum insbesondere durch seine Ausstellungen an die Öffentlichkeit heran und versucht, durch seine Vermittlungsarbeit breite Akzeptanz in der Öffentlichkeit zu erreichen. Das gelingt besser, wenn das Museum bei der Erfüllung seiner Aufgaben die Besucher und Besucherinnen mit ihren Interessen und Erfahrungen mit einbezieht und zur Partizipation einlädt.

Museen, die alle Funktionen wahrnehmen, haben einige für ihr Profil wichtige Gemeinsamkeiten. Sie verfügen über eine Sammlung historischer Originalobjekte, die nach inhaltlichen Gruppen strukturiert und inventarisiert ist, sie zeigen einen Teil dieser Objekte im Rahmen von Dauerausstellungen bzw. Schausammlungen und Sonderausstellungen in einem Gebäude der Öffentlichkeit und sie verfügen über ein Archiv und eine Bibliothek. Das gilt grundsätzlich für Kunst-, Natur- und Kulturmuseen gleichermaßen.

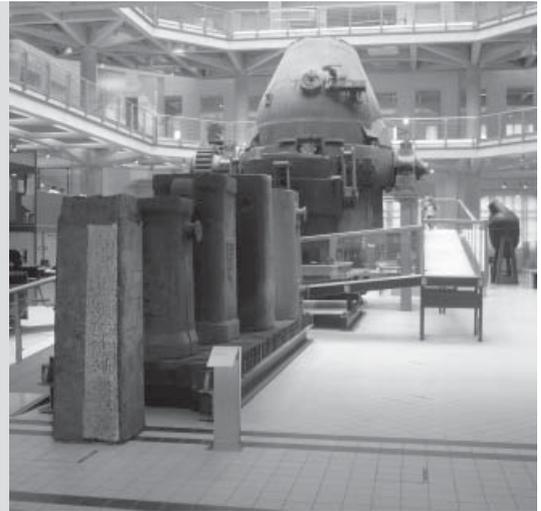
Es ist insbesondere die jeweils individuelle Kombination von Museumsgebäude und Schausammlung, die der Öffentlichkeit das spezifische Pro-

fil jedes Museums vermittelt, Besucher und Besucherinnen veranlasst, es zu besuchen und Partner und Partnerinnen, mit ihm zu kooperieren.

Das Museumsgebäude als nach außen gerichtetes Zeichen in der Stadt und die Schausammlung als die Visitenkarte der inhaltlichen Positionierung, werden von der Gesellschaft als das Museumsprofil wahrgenommen

Das Museumsgebäude als nach außen gerichtetes Zeichen in der Stadt und die Schausammlung als die Visitenkarte der inhaltlichen Positionierung, werden von der Gesellschaft als das Museumsprofil wahrgenommen. Wer an das Deutsche Museum in München, das Industriemuseum in Chemnitz, das Technoseum in Mannheim oder das Museum der Arbeit in Hamburg denkt, hat sehr wahrscheinlich eine Symbiose von Gebäude und Schausammlung im Kopf. Ist das Mu-

Schausammlung „Schwerindustrie“ mit LD-Tiegel und Kokillen
Technisches Museum Wien, 2002



seumsgebäude ein Industriedenkmal, wie etwa in Hamburg, und nimmt das Museum mit seinen Ausstellungen darauf Bezug, dann verstärkt sich dieser Effekt.

Mit der Schausammlung präsentiert jedes Museum die für sein Selbstverständnis und seine Eigenwahrnehmung zentralen Originalobjekte seiner Sammlung in einer Dauerausstellung. Sie ist das wissenschaftliche und visuelle Aushängeschild des Museums. Die Schausammlung definiert das Museum als jeweils spezifischen Ort der Bildung und des Erlebens. Das arbeitende Museum mit Vorführungen an historischen Originalobjekten verfügt im Wettbewerb mit anderen über zusätzliches Potential. Begehbare Schaudepots, Leihverkehr und virtuelle Sammlungspräsentationen im Web ergänzen das Angebot.

Schausammlungen wurden und werden mit dem Anspruch auf Dauerhaftigkeit mit einmaligem, hohem Aufwand realisiert. Ihre Veränderung bzw. der flexible Umgang mit ihnen stellt die Museen vor große Herausforderungen. Eine mögliche Antwort der letzten Jahre auf dieses Thema sind die sogenannten Interventionen in Dauerausstellungen. Sie werden als

Schausammlung „Verkehr“
Technisches Museum Wien,
2002



modulare Statements interpretiert, die mit der ursprünglichen Ausstellung in einen Dialog treten. Im Idealfall bieten sie die Möglichkeit, die Verbindlichkeit der Aussagen und die Deutungsmacht des Museums zu relativieren. In der Realität handelte es sich bei den bisherigen Beispielen in der Mehrzahl um temporäre künstlerische Interventionen (wie z.B. der frühere „Kunstraum“ im Museum der Arbeit in Hamburg), die das grundsätzliche Problem Dauerausstellung nicht lösen können. Hier sollten weitergehende Versuche gewagt werden.

Kulturhistorische Museen kämpfen mit dem Problem der Vergänglichkeit der inhaltlichen Konzeption angesichts des gesellschaftlichen Wandels

Im Vergleich zum Kunst- und Naturmuseum, deren Schausammlungen inhaltlich langfristig Bestand haben, kämpfen kulturhistorische Museen mit dem Problem der Vergänglichkeit

Mittelhalle des Technischen Museums Wien
mit der Prick'schen Dampfmaschine (1856)
und der Etrich-Taube (1909/10)



der inhaltlichen Konzeption angesichts des gesellschaftlichen Wandels. Hingegen betrifft der Wandel der ästhetischen Wahrnehmung der Ausstellungsgestaltung grundsätzlich alle Museen, in Kombination mit der Inszenierung von Inhalten aber die kulturhistorischen Museen stärker.

Das Technische Museum in Wien hatte in den 1990er-Jahren z.B. im Zuge einer Generalsanierung des Gebäudes die Chance, seine seit Jahrzehnten kaum veränderte und längst unzeitgemäße Schausammlung neu einzurichten. Nach mehr als einem Jahrzehnt stellt sich jedoch gegenwärtig erneut die Frage der Überarbeitung und inhaltlichen sowie ästhetischen Heranführung an die Gegenwart. Mit diesem Problem müssen sich inzwischen auch die seit den 1970er- und 1980er-Jahren gegründeten Industrie- und Arbeitsmuseen auseinandersetzen.

Ein Sonderfall ist das mit dem Museum der Arbeit in Hamburg seit seiner Gründung freundschaftlich verbundene „Museum (Industrielle) Arbeitswelt“ in Steyr (Österreich). Ohne eigene Sammlung hat es seit seiner Eröffnung mit der Landesausstellung „Arbeit, Mensch, Maschine“

im Jahr 1987 zahlreiche Ausstellungen präsentiert, zuletzt 2006 zur globalisierten Arbeitswelt. Der bisherige Ausstellungsrhythmus hat zu deren Wahrnehmung als Sonderausstellung geführt und stellt daher das Museum gegenwärtig wieder vor die Herausforderung, die Konzeption des Hauses neu zu überdenken; wie überall auch eine Frage der knapper werdenden finanziellen Ressourcen.

Unabhängig davon, sind die Verantwortlichen davon überzeugt, das „Museum Arbeitswelt“, auch als Veranstaltungszentrum, nur in Verbindung mit einer attraktiven Ausstellung in die Zukunft führen zu können. Das wird auch von der zukünftigen personellen Ausstattung der seit der Eröffnung erfolgreichen und für die Akzeptanz der Institution wichtigen Museumspädagogik abhängen.

Dauerausstellungen werden ein oder zwei Jahrzehnte nach der Eröffnung oder Neugestaltung auch in anderen Museen, wie z. B. im „Technoseum“ in Mannheim und im Technischen Museum Wien diskutiert. Auch im Museum der Arbeit in Hamburg werden nach der Eröffnung im Jahr 1997 gegenwärtig die Dauerausstellungen hinterfragt. Aber auch wenn

nach mehr als einem Jahrzehnt die Kritik an der ursprünglichen Konzeption grundsätzlich berechtigt ist, besteht in diesem Prozess die Gefahr einer partiellen Veränderung, eines unüberlegten Eingriffs mit dem Resultat eines Stückwerks, wenn z. B. mit „Frauen und Männer“ ein für das bisherige Profil des Hauses strategisch wichtiger Teil der Dauerausstellungen geschlossen und abgebaut wird.

Sonderausstellungen sind grundsätzlich ein bewährtes zweites Standbein. Sie sollten das eigene Profil zusätzlich schärfen und erweitern, die eigene Sammlung mit anderen Objekten konfrontieren und damit die vorhandene Schausammlung ergänzen. Sie bleiben weiterhin eine Kernaufgabe des Museums. Die Relevanz der Schausammlung für den Museumsbesuch als wesentlicher Parameter für den Erfolg eines Museums, war z. B. das in diesem Ausmaß doch überraschende Ergebnis einer detaillierten Besucher/innenbefragung im Technischen Museum Wien mit 1153 Personen. Abgesehen von 42 Prozent, die als Grund für ihren Besuch das Museum insgesamt als sehenswert einstufte, war für über 30 Prozent die Schausammlung der wichtigste Grund

Seiner Rolle als Ort der Erinnerung und Ort der aktuellen Diskussion wird das Museum der Arbeit dann gerecht, wenn es gelingt, das Thema Arbeit in seinen Dauer- und Sonderausstellungen permanent zu hinterfragen und zu aktualisieren

für den Museumsbesuch, weit vor allen anderen Gründen, wie etwa den Sonderausstellungen mit 15 Prozent. Bei den Wiederholungsbesucher/innen stieg der Anteil der Schausammlung sogar auf ein Drittel.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis betraf die Herkunft unserer Besucher/innen. Zu rund 70 Prozent sind es Österreicher/innen und davon kommt die Hälfte aus Wien. Wir sind also lokal und national stark verankert, was entscheidende Auswirkung auf die Erwartungshaltung hat und den hohen Stellenwert der Schausammlung erklärt. Unsere Besucher/innen erwarten im Museum einen attraktiven Ort der Bildung und des Erlebens zum Thema Technik im weitesten Sinn, der (mit einer Jahreskarte) auch gerne mehrmals besucht wird. Ich vermute, dass die Situation im Museum der Arbeit ähnlich ist. Wahrscheinlich ist der Bezug zur Stadt noch ausgeprägter. Seiner Rolle als Ort der Erinnerung und Ort der aktuellen Diskussion wird das Museum der Arbeit dann gerecht, wenn es gelingt, das Thema Arbeit in seinen Dauer- und Sonderausstellungen permanent zu hinterfragen und zu aktualisieren.

Helmut Lackner

Sonderausstellungen sind grundsätzlich ein bewährtes zweites Standbein. Sie sollten das eigene Profil zusätzlich schärfen und erweitern, die eigene Sammlung mit anderen Objekten konfrontieren und damit die vorhandene Schausammlung ergänzen. Sie bleiben weiterhin eine Kernaufgabe des Museums



Museum Industrielle Arbeitswelt
Steyr (Österreich).
Ehemalige Mittelhalle
mit Dampfmaschine und Wasserrad

Wie lernt Mensch Arbeit?



Dr. Jürgen Bönig
Soziologie, Philosophie, Informatik;
Technikgeschichtler, seit 1982
ehrenamtlich, ab 1990 hauptberuflich
im Museum der Arbeit Hamburg

Was muss ein Mensch lernen, der um 1900 nach Hamburg kommt? Das ist die zentrale Frage jener Ausstellungseinheit im Erdgeschoss des Museums, die wir in Kurzform „Industrialierender Mensch“ nennen. Die dort gezeigten Einzelobjekte wecken bei einer Führung großes Interesse beim Publikum: die Stechuhr, eine Arbeitsordnung, ein handgewebtes Leinentuch, ein Henkelmann, eine Seifenpendel- presse.

Industrialisierter Mensch

Diese Gegenstände haben ihre jeweils individuelle Geschichte und stehen zugleich für eine allgemeine Tendenz, einen Umbruch durch die Industrialisierung, eine Veränderung des Verhaltens der Menschen.

Wie können und müssen sich in der Stadt die Menschen verhalten, die um 1900 aus bäuerlichen Verhältnissen vom Lande kommen, in unserem Beispiel vor allem aus Mecklenburg-Vorpommern, in die wachsende Großstadt Hamburg? Woran sollen sie sich orientieren? Wie finden sie Arbeit? Wo wohnen sie und wie gründen sie eine Familie? Wie gehen sie mit ihrer Herkunft um? Welche neuen überfamiliären Zusammenhänge entstehen?

Das Museumspublikum bemerkt meist erst bei genauem Hinsehen und nach Erläuterung, wie sehr sich unser heutiges Verhalten von dem der Menschen vor der Industrialisierung oder aus nicht-industrialisierten Regionen unterscheidet.

Eine neue Dauerausstellung könnte sich diese Überraschung und das Staunen zunutze machen und fortgeführt in die Vergangenheit über das Jahr 1900 hinaus, verständlich machen, wie über viele Stufen die industrielle Arbeitsmoral und unsere gegenwärtige Arbeitsauffassung entstanden sind.

Käme nicht ein Mensch aus vorindustriellen Verhältnissen auf einer Zeitreise binnen weniger Stunden um, wenn er/sie in der Gegenwart zurechtkommen müsste? Würde er/sie nicht auf Ampeln, vorwärtseilende Fußgänger und Automobile, auf U-Bahnen und Mobiltelefongespräche falsch reagieren?

Um das zu können, braucht es Jahrhunderte. Und es bedarf mehrerer Generationen, bis sich die Menschen an das gewöhnt haben, was unser heutiges Verständnis von Arbeit ausmacht. Bis Menschen nicht mehr daran festhalten, dass ihnen ein ge-

rechter Anteil an ihrem Arbeitsprodukt zusteht, vergehen Jahrhunderte. Es braucht mehrere Generationen, bis eingeübt ist, dass Betteln unehrenhaft ist und Almosen keine gerechten Gaben der Reichen. Es brauchte schon einige Zeit, bis die als ehrenhafter Stand angesehenen Armen beigeprügelt bekommen hatten, dass sie für ihr Brot bei anderen Leuten arbeiten müssen und von den Wohlhabenden nicht Abgaben ihrer Fülle, sondern Arbeits- und Zuchthaus zu erwarten haben.

Das Instrument dieser Disziplinierung waren die Armen- und Arbeitshäuser, die im 18. Jahrhundert auch in Hamburg eingerichtet worden sind.

Es brauchte Jahrhunderte an theologischen Diskussionen, bis Zins und Gewinn aus anderer Leute Arbeit nicht mehr als verwerflich, sondern gottgefälliges Streben galten.

Gerade der Protestantismus vermochte Auserwähltsein von Gott mit individueller Strebsamkeit und Fleiß auf Erden zu kombinieren: Der Mensch kann nichts an seinem von Gott bestimmten Schicksal ändern, aber er kann durch das Gelingen seiner Taten erkennen, dass Gott ihm gnädig ist.



Lehrlingsausbildung bei A. Kessler jr.
Maschinenfabrik, 1885



Arbeitsordnung der Firma
J. S. Douglas Söhne, 1892

Am Ende eines Prozesses der Neu-Definition von gesellschaftlich nützlicher Tätigkeit, von Erwerbsarbeit, Arbeitslosigkeit und Nicht-Arbeit neiden die Erwerbstätigen den Hartz IV-Empfängern, dass sie arbeitslos zu Transferzahlungen kommen, aber nicht den Unternehmern und Bankern, dass sie notfalls auch untätig Gelderträge aus Kapitalvermögen erzielen.

Lernen durch Abgucken

Neben den sozialen Bedingungen, den Herrschaftsverhältnissen, die eingeübt werden müssen, gibt es die Handwerklichkeit der Arbeit, die Einübung der Handgriffe, das Wissen um die Materialien, die Weisen der Herstellung und Arten der Produkte.

In der vorindustriellen Welt werden sie gelernt durch Zugucken und Nachahmen, als eine von Mensch zu Mensch weitergegebene Gewohnheit – durch eine langjährige Lehre beim Meister und dessen Gehilfen, die Werkzeug, Material und Ergebnis wiederum von ihren Meistern gelernt haben. Neue Methoden kommen hinzu bei der Wanderschaft nach der Lehre, ein Umtun in der Fremde, das durch Wegschicken der Ausgelernten die Konkurrenz im Handwerk begrenzt.



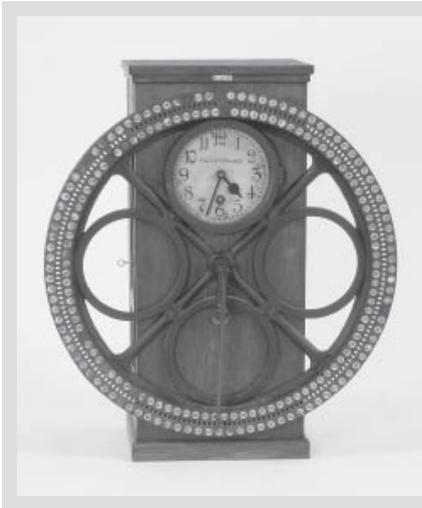
Bearbeiten einer Zahnradflanke.
Lehrwerkstatt in einer Maschinenfabrik, 1952

Neben den sozialen Bedingungen, den Herrschaftsverhältnissen, die eingeübt werden müssen, gibt es die Handwerklichkeit der Arbeit, die Einübung der Handgriffe, das Wissen um die Materialien, die Weisen der Herstellung und Arten der Produkte

Alle diese Verfahrensweisen werden zunächst von Mensch zu Mensch direkt überliefert und sind in der Korporation von Handwerkern, Kaufleuten und Stadtbürgern traditionell und eindeutig geregelt. Produktionsmenge und Herstellungsweise sind festgelegt und begrenzt. Neues kommt nur am Rande und allmählich dazu. Veränderung war in der Ständegesellschaft eigentlich nicht vorgesehen.

Das große Werk der Aufklärung, die Enzyklopädie von Diderot u.a., hält die handwerklichen Prozesse der Herstellung zum ersten Mal umfassend fest. Während des Drucks dieses umfangreichen Werkes aber beklagen sich Verleger und Druckherren, dass die Arbeitskräfte noch ein traditionelles, nicht auf Leistung zielendes Arbeitsverständnis haben. Bisweilen nehmen die Setzer und Drucker nur das Antrittsgeld an, verschwinden oder hören einfach auf zu arbeiten, wenn sie genug Geld bekommen haben.

Die neue Form der Überlieferung von Wissen, nicht in Kopf und Körper der beteiligten Menschen, sondern durch Beschreibung in Text und Bild, die jedem weitergegeben werden kann, stößt mit den traditionellen Formen der Ökonomie zusammen.



Arbeiter-Kontrolluhr (Stechuhr), um 1900



Morgenappell, Lehrwerkstatt der Maschinenfabrik Heidenreich & Harbeck, 1933-1945

Deren Richtschnur ist, nur so viel herzustellen, wie überliefert ist und einem zusteht.

Schule als moralische Anstalt

Die Französische Revolution beginnt die bisher geltende persönliche Verpflichtung, die durch Geburt in einen Stand entsteht, zu ersetzen durch bürgerliches Recht: Jeder/jede ist möglicher Partner in einem Vertrag, der vor allem die Geschäfte und Arbeitsverhältnisse regelt. Die Bindungen an den Grundherrn werden mittels Schule und Militärausbildung verwandelt in Verpflichtungen gegenüber dem Staat und der in dieser Zeit erfundenen Nation.

Diese neuen Bindungen werden durch die vom Staat kontrollierten Schulen eingebleut, die nun mehr schlecht als recht den Kindern das Schreiben, Lesen und Rechnen beibringen. Der Schulbesuch muss häufig gegen den Widerstand von Kindern und Eltern durchgesetzt werden. Unter den neuen Konkurrenzverhältnissen sind viele von ihnen aus Armut auf den geringen Verdienst der Kinder angewiesen. Das alles dauert und geschieht nicht von heute auf morgen – erst in mehreren

Generationen werden als selbstverständlich wahrgenommene Rechte und Pflichten durch neue ersetzt.

Als die Bauern in England schon lange von Verpflichtungen an ihre Herrschaft und zugleich von ihrem Land befreit sind und nichts anderes für ihr Leben tun können, als ihre Arbeitskraft zu verkaufen, sich also bei einem anderen gegen Geld verdingen, setzt in Deutschland dieser Prozess der Bauernbefreiung erst ein.

Und damit verändert sich zugleich die Art, wie diese Arbeit gelernt wird. Die Arbeit wird nicht mehr gelernt wie auf dem Lande durch Mitmachen oder wie beim Handwerker durch jahrelanges Nachahmen, sondern in Gewerbe- und Industriebetrieben, in denen das Maß des eigenen Anteils am Arbeitsertrag erst ausgehandelt werden muss.

Noch Mitte des 19. Jahrhunderts beklagt sich auch der Maschinenbauer König & Bauer, der die erste Schnellpresse in England 1814 im Konflikt von Unternehmern und Arbeitern einsetzte, dass die Arbeitskräfte in Deutschland immer noch einfach wegbleiben, wenn die Feldarbeit ruft oder sie für ihr Gefühl genug verdient haben.

Nun mag die Schule dazu beitragen, dass sich die Arbeiter in die Gesellschaft einordnen, Vertrags- und Herrschaftssystem akzeptieren. Zum Lernen der industriellen Arbeit mit ihren notwendigen Material- und Verfahrenkenntnissen dienen sie aber bis zum Ende des 19. Jahrhunderts kaum.

Berufsschule

Bis um 1900 lernen die meisten Arbeitskräfte in der Industrie von ihren Meistern und Gesellen. Erst danach spielt die schriftliche Instruktion, das Bücherwissen, die theoretische Durchdringung der Produktion durch die neue Gruppe der Ingenieure eine Rolle, in den Ingenieurwissenschaften im Rahmen der „wissenschaftlichen Betriebsführung“, des Taylorismus.

In Deutschland wird dieses neue „Arbeitslernen“ eingeführt und mit der Revolution von 1918/19 verbreitet: Konflikte bei und mit der Arbeit werden durch Tarifverträge, Arbeitsgerichte und die aus den Räten hervorgehenden Betriebsräte reguliert. Die betriebliche Ausbildung wird durch das duale System von Lehre und Berufsschule den neuen Anforderungen der Produktion angepasst.



Hauswirtschaftslehre
Reichsberufswettbewerb, 1937



Maurerlehre
mit Meister, 1952

Auch in der Berufsschule wird diese fachliche Ausbildung ergänzt durch das Einüben in die Disziplin der Arbeit für Unternehmen und Staat. Betriebliche Werkschulen sollen ausdrücklich die durch Krieg und Revolution aufgeführten Arbeitskräfte disziplinieren und an das jeweilige Unternehmen binden.

Arbeits- und Konsummoral

Wie lernt Mensch Arbeit in der demokratischen Gesellschaft? Jedenfalls anders als die Facharbeiter vor dem Zweiten Weltkrieg. Der Maschinenbauer Karl Klusmann erzählte uns bei der Entstehung des Museums der Arbeit, dass er in den dreißiger Jahren das in der Vorkriegszeit höchst umstrittene tayloristische Zeitstudien-system, das Refa-System, während seiner Lehre fraglos angenommen, in der Kriegs- und Nachkriegszeit angewendet hat.

Es braucht offenbar eine nächste Generation, bis Verhaltenszumutungen, wie das Arbeiten nach Zeitvorgaben, durchgesetzt sind.

Wie wird Arbeit nach dem Zweiten Weltkrieg gelernt? Gesellschaftlich durch Verdrängen, Wegducken, Loslegen und Improvisieren bei Un-

ternehmern, die selber anscheinend durch Leistung zu ihrem Vermögen gekommen sind.

Die „soziale Marktwirtschaft“ nach dem Krieg, die mit jahrzehntelanger Verspätung in Deutschland eingeführte fordistische Massenproduktion versprach den Arbeitenden, dass sie an den Früchten ihres Fleißes teilhaben könnten, dass sie mit ihrem Lohn sogar nach langem Sparen die Autos erwerben konnten, die sie selber bauten.

In den 1960er Jahren lernten wir, dass die Arbeitsmoral des sparsamen Strebens sich mit der Entwicklung der Konsumgesellschaft nicht vertrug: Die Arbeitskräfte sollten doch bitte das verdiente Geld bedenkenloser ausgeben und nicht nur sparen.

Verlust an Unmittelbarkeit

Und wie lernt Mensch Arbeit, die im Steuern eines Produktionsprozesses besteht, nicht aus direkter handwerklicher Tätigkeit, nicht aus körperlichem Eingreifen und Hantieren mit Werkzeugen und Maschinen, sondern im Einrichten und Programmieren von Automaten?

Wie geht Mensch mit der Tatsache um, dass bestimmte handwerkliche Fähigkeiten nicht mehr so wichtig

scheinen und junge Kolleginnen und Kollegen Computer schneller bedienen können als man selbst?

Was muss Mensch aushalten, wenn die einmal erworbene Fähigkeit zur Arbeit nicht ausreicht, lebenslang seinen Lebensunterhalt zu verdienen?

Und wie lernt Mensch Arbeit, wenn im 21. Jahrhundert Geldanlagen nach Art des Glücksspiels, Ausnutzen günstiger Gelegenheiten und rechtzeitiges Verkaufen der Aktien mehr gilt als die „reale“ Produktion, auf der das Geschäft doch beruht?

Neue Formen von Arbeitsmoral und Arbeitslernen entstanden in gesellschaftlichen Konflikten. Deren Ausgang war nicht durch Natur und Technik bestimmt, sondern offen, und er wird auch in Zukunft offen sein. Deshalb könnte ein Verständnis von der historischen Entstehung unserer Arbeitsauffassung und Arbeitsgepflogenheiten dazu beitragen, künftige Konflikte aufgeklärter und kritischer zu führen. Die Frage, wie Mensch Arbeit lernt, könnte sich als ein roter Faden durch das gesamte Museum der Arbeit ziehen, der Veränderungen von Arbeit und Leben im Industriezeitalter in der jeweiligen Generation verbindet.

Jürgen Bönig

Museum der Arbeit Hamburg
Sammlungsbereich: Haushalt (Handarbeit)



Die Figur sei Zubehör für die Strickliesel, wird berichtet. Sie ist ein Behälter für ein Wollknäuel mit einer kleinen Einkerbung zur Fadenführung. Um zu sehen, ob die Wolle für Schal oder Puppenkleid noch reicht, muss der Deckel immer mal wieder angehoben werden. Eigentlich mehr hübsch als praktisch. Positiv ist, dass die Katze nicht dran kann, um mit dem Knäuel zu spielen.

Ein Wollknäuel passt ebenso gut in eine Schale oder ein Körbchen. Darin ließe sich auch die ganze Handarbeit ablegen.

Die Strickliesel ist eine gute Fingerübung für Mädchen. Aus Wollresten entsteht ein Schlauch, der zur Schnecke gerollt und zusammengenäht vielleicht als Untersetzer brauchbar ist. Hauptsächlich benutzen ihn kleine Brüder als Leine, wenn sie „Pferd“ oder „Pferdekutsche“ spielen.

Hilde David
(Freunde des Museums der Arbeit)



Strickliesel mit Häkelnadel, ca. 1970
(wird z. Zt. inventarisiert)

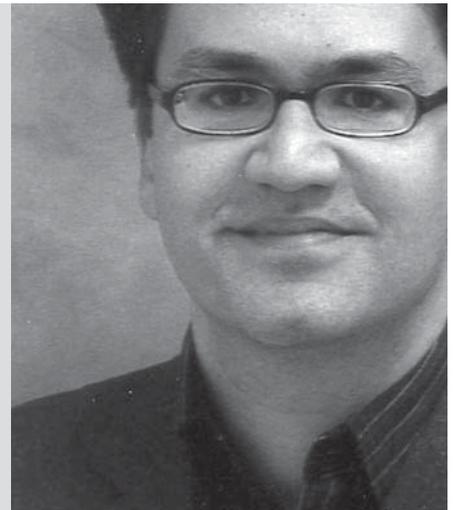


Behälter für Wollknäuel
Drechselarbeit, 1930-1950
Material: Holz bemalt
Höhe: 14 cm, Umfang: 34 cm
MA.O 2007/107

Das Thema Arbeiterbewegung

im Museum der Arbeit.
Ansätze, Verknüpfungen,
Visionen

Mario Bäumer
Politik, Geschichte, Kunstgeschichte;
Ausstellungsprojekte im Deutschen
Hygiene-Museum Dresden;
2008/2009 wissenschaftl. Volontär
im Museum der Arbeit Hamburg;
z. Zt. dort wissenschaftl. Mitarbeiter



Mit Erstaunen kann ein Museumspublikum im Themenbereich Arbeiterbewegung heute vor Augen geführt bekommen, wie sehr diese die Arbeits- aber auch Alltagswelt geprägt hat. Als selbstverständlich erachtete soziale Leistungen wurden in lang anhaltenden Kämpfen erstritten. Und auch bei der Art des Protestes lassen sich etliche Parallelen finden: Debatten über Arbeitsmigranten und Prekarisierung, über Generalstreiks und Arbeitsrecht gab es bereits vor mehr als hundert Jahren. Selbst die Drohung der Angestellten einer französischen Renault-Fabrik im Jahre 2009, die gesamte Produktionsanlage in die Luft zu sprengen, kann als moderne Parallele zur Maschinenstürmerbewegung aus dem frühen Kapitalismus gesehen werden.

Mit der fortschreitenden Globalisierung ist zudem ein prinzipielles Interesse an einer politischen Neu- oder auch Reorientierung entstanden. Als Beispiele erwähnt seien an dieser Stelle Marcel van der Lindens „Plädoyer für eine historische Neubestimmung der Welt-Arbeiterklassen“ und Beverly J. Silvers „Forces of Labor. Arbeiterbewegungen und Globalisierung seit 1870“.

Die Darstellung der Ideen der Arbeiterbewegung auf musealer Ebene ist problematisch, da man überwiegend Fotos und Dokumente, so genannte Flachware, vorfindet und es traditionell schwierig ist, das komplexe Thema durch anschauliche Objekte zu dokumentieren. Das Thema selbst rückt automatisch durch die nächsten Jahr genau 150 Jahre zurückliegende Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins am 23. Mai 1863 in den Fokus.

Beispielhaft können hier die Pläne des Technoseums – Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn und auch des Museums der Arbeit in Hamburg angeführt werden. In Mannheim wird von Februar bis August 2013 die Sonderausstellung „Durch Nacht zum Licht?“ – Geschichte der Arbeiterbewegung 1863-2013 gezeigt.

Das Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung erarbeitet für 2013 die Wanderausstellung „150 Jahre SPD“, wofür als Ausstellungsort auch das Museum der Arbeit angesprochen wurde, welches wiederum eine große Sonderausstellung zu 150 Jahren Arbeiterbewegung plant.

Unter Jugendlichen ist die Geschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung heute weitgehend unbekannt. Zum einen, weil das Thema immer mehr aus den Lehrplänen der Schule verschwindet, zum anderen, weil durch den Wandel der Erwerbsarbeit in den letzten Jahrzehnten die sozial strukturierende, kulturell verbindende und vergesellschaftende Kraft der Arbeit stark abgenommen hat.

Durch den Wandel der Erwerbsarbeit in den letzten Jahrzehnten hat die sozial strukturierende, kulturell verbindende und vergesellschaftende Kraft der Arbeit stark abgenommen

Für das Museum der Arbeit bietet dieses Thema viele Möglichkeiten. Gerade angesichts des rasanten Wandels der Arbeitsgesellschaft in den letzten Jahren lohnt ein Blick auf die Arbeiterbewegung. Der Durchsetzung des allgemeinen Wahlrechts, der Koalitions- und Pressefreiheit, den Einschränkungen der Kinderarbeit, der Arbeitszeitregelung, den Tarifverträ-



Streikausweis
1896



Belegschaft der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie
(vermutlich vor dem Aufbruch zur Feier des 1. Mai 1935)

gen und Schutzgesetzen in den Fabriken stehen die Ansätze im Nationalsozialismus und in der DDR bzw. Sowjetunion gegenüber. So war für den Nationalsozialismus nach der Machtübernahme das Verhältnis zur Arbeiterklasse von zentraler Bedeutung. Er stellte sich eine doppelte Aufgabe. Auf der einen Seite wollte man die marxistische Arbeiterbewegung restlos zerschlagen, auf der anderen Seite war man sich darüber im Klaren, dass ohne Unterstützung oder wenigstens Duldung der Arbeiterklasse kein Krieg zu führen war. Die Mischung aus Terror und sozialen Zugeständnissen war während der gesamten zwölf Jahre der Ausdruck der Doppelaufgabe. Mit der Einführung des 1. Mai als bezahltem Feiertag wurde z. B. eine alte Forderung der Arbeiterbewegung erfüllt. Doch der Tag bekam eine völlig neue Bedeutung. Anstelle „internationaler Kampftag der Arbeiterklasse“ hieß er nun „Tag der nationalen Arbeit“. In der DDR wurden so gut wie alle Einrichtungen der Arbeiterbewegungskultur wieder aufgenommen und in modifizierter Form weitergeführt. Auch wenn eine „verstaatlichte“ Arbeiterbewegung nicht bruchlos in deren traditionelle Geschichte passt,

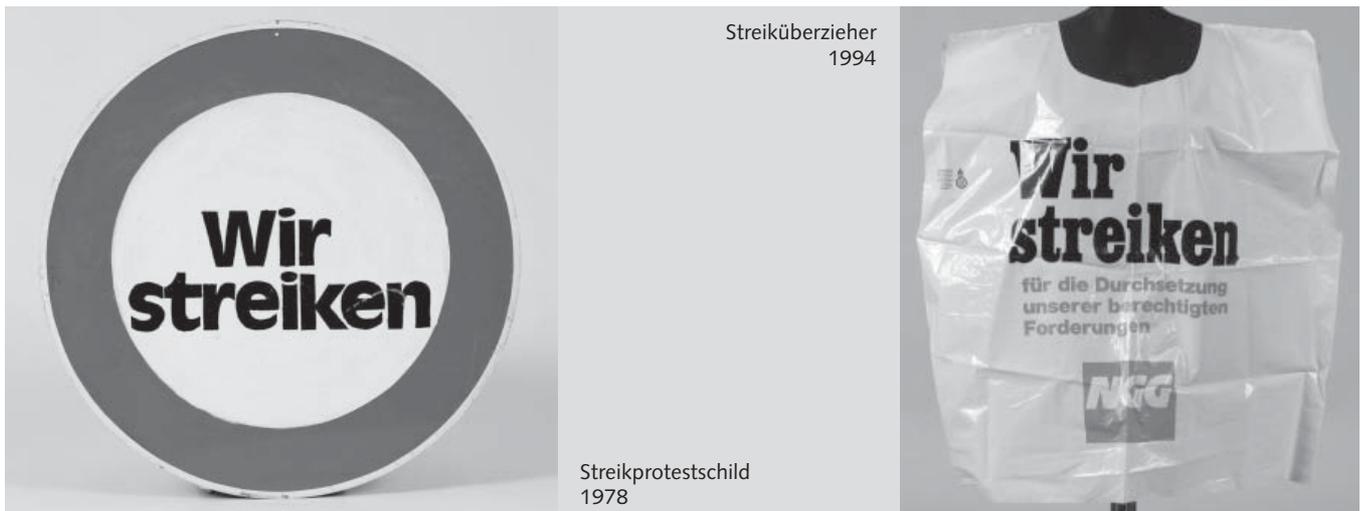
bleibt die Frage, welche Ideale, Organisationsmuster, Rituale und Erwartungen weiterwirkten oder übernommen, welche instrumentalisiert, pervertiert oder gekappt wurden. So wurde die Stilisierung der Arbeiterinnen und Arbeiter zur führenden Klasse bereits mit dem 17. Juni 1953 ad absurdum geführt. Die Darstellung dieser beiden Epochen stellt eine sowohl schwierige als auch spannende Herausforderung dar.

Erst die Industrielle Revolution im 19. Jahrhundert schuf überhaupt die Voraussetzung und die Notwendigkeit von Arbeiterzusammenschlüssen. Die Trennung von Hausgemeinschaft und Arbeitsstelle und die damit verbundenen Veränderungen gehörten wahrscheinlich zu einer das individuelle Leben am tiefsten betreffenden Eigenart der Industriellen Revolution. Die „Digitale Revolution“ unserer Tage schafft neue Arbeitsformen und führt zu neuen Organisationsformen. Ein Ansatz könnten hierbei Themenverknüpfungen sein: So lässt sich leicht aufzeigen, dass die soziale Arbeiterbewegung historisch nicht nur für Arbeitsrechte gestritten hat, sondern auch für die Gleichberechtigung der Frauen bis hin zur Legalisierung der

Homosexualität. Ein anderer Ansatz wären Verknüpfungen zur heutigen Gesellschaft und ihren sozialen Bewegungen. Und schließlich können die Objekte des Museums der Arbeit vielseitige und interessante Blickwinkel liefern, denn die Sammlung von Alltagsgegenständen macht es möglich, die Geschichte des alltäglichen Lebens lebendig zu erzählen. Das Museum der Arbeit befindet sich in Hamburg in einer Stadt, in der der Arbeiterbewegung, den Genossenschaften, den Gewerkschaften und der Geschichte des 1. Mai eine besondere Bedeutung zukommt. Es befindet sich in dem ehemaligen Fabrikgebäude der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie in Barmbek, einem klassischen Arbeiterstadtteil.



Aktuellste soziale Bewegungen firmieren weltweit unter dem Oberbegriff „Occupy“, welche ihren Ursprung in der Occupy Wall Street Bewegung in den USA hat. Hier haben sich bereits



enge Verbindungen zur organisierten Arbeiterbewegung entwickelt. Die Wall-Street in New York zu besetzen, heißt Mitspracherecht über die Organisation des Finanzsystems zu beanspruchen. Mit basisdemokratischen Entscheidungsstrukturen baut diese Bewegung genauso wie die neuen sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre auf das Protestrepertoire auf, das bereits im 19. Jahrhundert entwickelt wurde.

Auf der anderen Seite zeigen die heutigen Arbeitstrends, dass sich die Formen, in denen gesellschaftliches Zusammenleben reguliert wird, ändern. Politische Partizipation drückt sich für immer weniger Menschen in einem lebenslangen Bekenntnis zu einer politischen Institution aus. Eine zu konzipierende Ausstellung sollte so die erstrittenen Arbeitsrechte verdeutlichen und auch hier auf die drängenden Fragen der modernen Arbeitswelt eingehen.

Die Zunahme von Projektarbeit, selbständigen Vertragsformen, eigenständigem Arbeitszeitmanagement und differenzierter Vergütung bedeuten für die Beschäftigten von heute sowohl die Notwendigkeit wie auch die Chance, Arbeit selbst zu strukturieren.

Die Interessenvertretung dieser neuen, individualisierten Arbeitnehmerschicht ist ein spannender Themensektor.

Besucherinnen und Besuchern könnten so wichtige Parallelen zwischen der alten und der neuen „Sozialen Frage“ bewusst gemacht werden: radikal erlebter sozialer Wandel im 19. Jahrhundert als Herausforderung, neue Wege zur sozialen Absicherung und Partizipation zu finden.

Das Jahr 2011 kann als Jahr der Proteste, der neuen Bürgerbeteiligung, vielleicht sogar der Revitalisierung der Partizipation gesehen werden. Dies sollte auch eine neu konzipierte Dauerausstellung als aktuellen Ansatz mit einbeziehen.

Die Krise des Finanzmarktes und die Erschütterung seiner lange selbstverständlichen Legitimation machen die Ideen der Arbeiterbewegung wieder attraktiv. Gerade Schulen lässt sich dieser Aspekt gut vermitteln. Schülerinnen und Schüler können die für sie häufig sehr trockenen ideologischen Schriften auf ihr heutiges Umfeld abbilden. Die Besucherinnen und Besucher könnten museal erfahren, was Alternativen zur entfesselten Marktgesellschaft sein können und

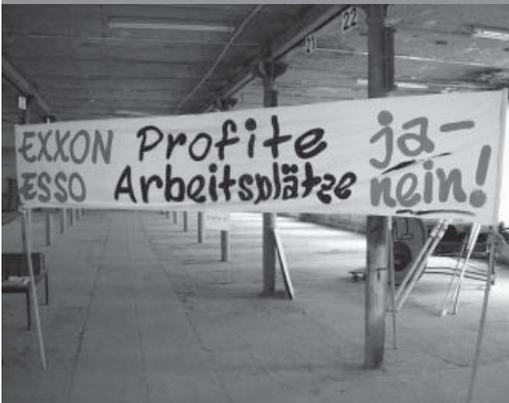
welche Formen direkter Meinungsäußerung in der heutigen Arbeitswelt möglich sind.

Die museale Aufbereitung dieser modernen Bewegungen ist insofern schon von besonderem Interesse, da das Museumspublikum direkt von der Steuerung des globalisierten Finanzmarktes betroffen ist.

Der Arbeiteralltag muss nicht allein durch eine Sozialfotografie der Wohnungen und Fabriken des 19. Jahrhunderts präsentiert werden. Allerdings sollten die Chancen zur thematischen Anknüpfung an den Schulunterricht immer mit bedacht werden. Lässt sich doch gerade im Bereich der Sozialfotografie der didaktische und methodische Umgang mit Fotos erlernen.

Das Thema Arbeiterbewegung lässt sich gut mit neuen Aspekten verbinden: der Arbeiterkneipe und der Erfindung des Fußballs und des Dartspiels in England bis hin zu den sportlichen Konflikten zwischen Arbeiterverein und Bürgerverein. Denn noch heute beruhen die Ursachen der Rivalität häufig auf den Spannungen zwischen proletarischem Vorortclub und bürgerlichem Verein. Zur klassischen Arbeiterbewegung gehörten immer

Demonstrationsbanner, 1995



Europäischer Aktionstag gegen den Kapitalismus Frankfurt, 31. März 2012



Anstecknadel, 1923

Plakat zum 1. Mai, 1956



auch gesellschaftliche Zusammen-
schlüsse wie Frauen-, Bildungs-, Sport-
und Gesangsvereine.

Erwerbsarbeit wird weiterhin zentral
in unserer Gesellschaft sein. Aber
ihre Inhalte, Bedingungen und For-
men werden sich weiter ändern. Die
Arbeiterbewegung fußte auf abhängi-
ger Erwerbsarbeit als Basis. Sie kon-
zentrierte sich auf die Vertretung von
Interessen, die aus gleichen Arbeits-
bedingungen folgten, und rekrutierte
ihre Mitglieder in ihrer Eigenschaft als
abhängige Arbeitende. Vergleiche von
Arbeitsbedingungen und sozialer Lage
können zum Beispiel im Themenbe-
reich „Grafisches Gewerbe“ aufgegrif-
fen werden. Die technischen Vorfüh-
rungen von ehrenamtlichen Mitarbei-
terinnen und Mitarbeitern sollten als
großes Plus der heutigen Daueraus-
stellung für die verschiedenen The-
menfacetten genutzt werden. Die gra-
fische Abteilung bietet diese Vorfüh-
rungen bereits seit 1984 an und gibt
so authentische Einblicke in die da-
malige Berufswelt. Herkömmliche ar-
beits- und berufsbiografische Muster
sind jedoch in der heutigen Zeit kaum
mehr haltbar. Viele junge Menschen
wissen längst, dass ihnen Jobwechsel,
Teilzeitarbeit und befristete Beschäf-

tigung bevorstehen oder dass sie auf
der Suche nach neuen Selbständig-
keitsmodellen sind. Dieser Wandel
müsste stärker berücksichtigt wer-
den, denn eine Darstellung der dama-
ligen Zeit allein verdeutlicht keinem
Menschen den radikalen Wandel.

Der drastisch negativ formulierte
Berufswunsch „Hartz IV“ sollte the-
matisiert werden und im Idealfall po-
sitives Umdenken erreichen. So wür-
de eine zukünftige Dauerausstellung
nicht nur den Wandel der Arbeit zei-
gen, sondern lehren, dass man sich
mit kritischen Bedingungen seiner Ar-
beitswelt nicht abfinden muss. Diese
Darstellung lässt sich durchaus ver-
wirklichen, ohne dass darin gleich
eine Anstiftung zum Klassenkampf ge-
sehen wird, denn wer sich mit der Ar-
beiterbewegung beschäftigt, muss
auch nach dem Bürgertum fragen. Die
museale Aufbereitung des Themas Ar-
beiterbewegung sollte die Besucherin-
nen und Besucher mit einbeziehen
und vor allem in gewissem Maße über-
raschen. Sie sollte eine Rekonstrukti-
on der Vergangenheit vor dem Hinter-
grund aktueller politischer und gesell-
schaftlicher Konstellationen und Kräf-
teverhältnisse abbilden.

Mario Bäumer

Armut trotz Erwerbsarbeit

Immer mehr müssen von immer weniger leben

Friedrich W. Rogge
Historiker, Politologe, Wiss. Dokumentar;
seit 2011 Rentner, Minijobber/Lektor;
ehrenamtl. Tätigkeit im Museum der Arbeit;
Kontakt- und Sprachförderung für Ausländer
(„Dialog in Deutsch“)



Mehr als 660.000 deutsche Rentnerinnen und Rentner zwischen 65 und 74 Jahren sind gezwungen, sich als Minijobber oder Geringverdiener zu verdingen, um ihre kärgliche Rente aufzubessern. Bei dieser Gruppe von Menschen in der Größenordnung der Bevölkerungszahl von Frankfurt am Main handelt es sich mehrheitlich um Frauen. Nach Angaben des DGB vom Februar 2012 sind zudem 800.000 Männer und Frauen zwischen 55 und 64 Jahren auf die Arbeit in Minijobs angewiesen. Auch voll im Erwerbsleben stehende Menschen geraten in immer größerer Zahl an den Rand bzw. mitten hinein in einen teils schleichenden, teils abrupt einsetzenden Prozess der „Prekarisierung“, in eine ungewollte Armut trotz Erwerbsarbeit. Der seit etwa zehn Jahren immer häufiger verwendete Begriff „prekär“ leitet sich vom lateinischen *precarius* ab und bedeutet soviel wie *erbettelt, unsicher, unbeständig*.

Als richtungweisend für den aktuellen arbeitssoziologischen Diskurs über „Industriegesellschaft“ und/oder „Arbeitsgesellschaft“ gilt das 2011 in der Hamburger Edition auf deutsch publizierte Standardwerk des französischen Soziologen Robert Castel über

„Die Krise der Arbeit – Neue Unsicherheiten und die Zukunft des Individuums“. Mit „Prekarisierung“ beschreibt Castel die seit Beginn der 1980er Jahre stetige Zunahme der Zahl von Arbeitsplätzen mit zu geringem Einkommen. Strukturell verantwortlich dafür sind vor allem unzureichende Arbeitsplatzsicherheit, niedrige Entlohnung, Teilzeitbeschäftigung, befristete Vertragslaufzeiten, mangelhafter Kündigungsschutz und sehr oft die fehlende Interessenvertretung durch Betriebs- bzw. Personalräte.

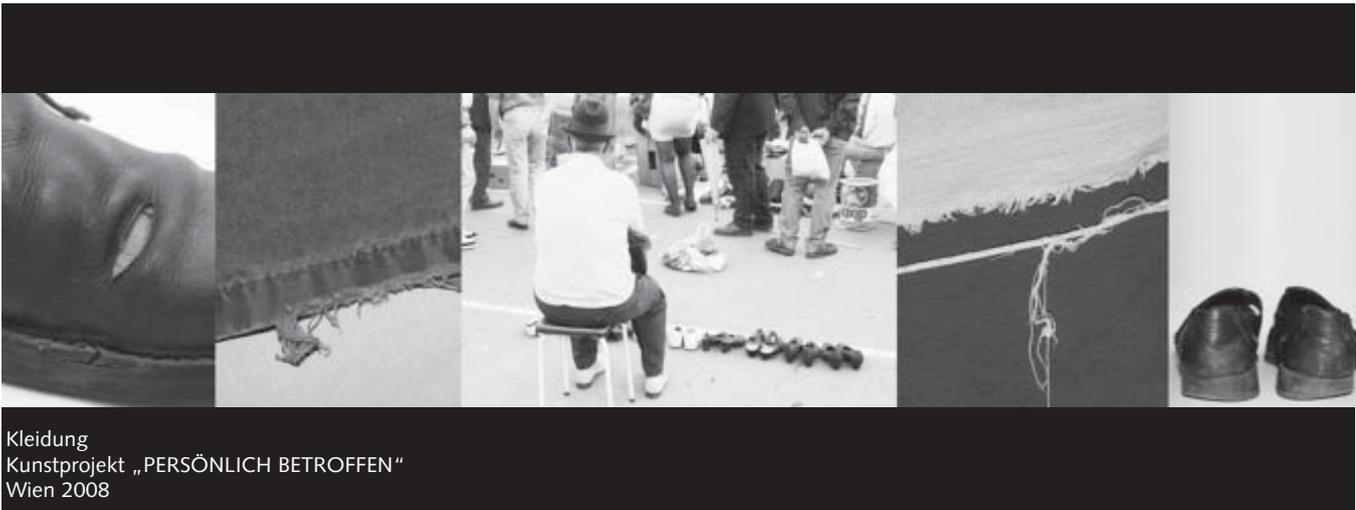


Frankfurter Rundschau, 2. 5. 2012

Entscheidendes Kriterium für „Prekarität“ ist der Umstand, inwieweit eine selbstständige Existenz durch das Einkommen aus sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung gewährleistet ist. Danach gilt ein Beschäftigter

als in prekären Verhältnissen lebend, wenn er selbst bei Vollzeitarbeit nicht eigenständig von dem erzielten Einkommen leben kann und dieses durch Sozialleistungsbezüge „aufstocken“ muss. Das umstrittene Kombilohnmodell, die sog. Aufstockung von Hungerlöhnen durch öffentliche und/oder beitragsfinanzierte Mittel, greift immer weiter um sich und trägt mit zur Verwilderung der sozialen und politischen Sitten in der heutigen Arbeitsgesellschaft bei. Inzwischen ist die Debatte über gesetzliche bzw. tarifvertraglich geregelte Mindestlöhne in der Mitte der Gesellschaft angelangt, zumal selbst in den Reihen der Union die politische Notwendigkeit sog. Lohnuntergrenzen diskutiert wird.

Aus einer im Dezember 2011 veröffentlichten Studie der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung in Europa (OECD) geht hervor, dass die Einkommensunterschiede hierzulande von Jahr zu Jahr wachsen. Die oberen zehn Prozent der deutschen Einkommensbezieher verdienten 2008 durchschnittlich 57.300 Euro, die unteren zehn Prozent 7.400 Euro im Jahr. Das entspricht in etwa einem Einkommensunterschied im Verhältnis von acht zu



Kleidung
Kunstprojekt „PERSÖNLICH BETROFFEN“
Wien 2008

eins. Vor 20 Jahren lag diese Quote in Deutschland noch bei sechs zu eins. Im OECD-Mittel liegt sie gegenwärtig bei neun zu eins. Die OECD-Statistiker führen die rasche Entwicklung in Deutschland vor allem auf die rasante Zunahme befristeter Stellen und die wachsende Zahl von Teilzeit-Beschäftigungsverhältnissen zurück.

In ihrem Vortrag über „Prekarität als Dauerzustand – Erwerbsbiografien in der Zwischenzone der Arbeitswelt“ hat die Soziologin Natalie Grimm Ergebnisse einer umfangreichen qualitativen Studie vorgestellt

In ihrem Vortrag über „Prekarität als Dauerzustand – Erwerbsbiografien in der Zwischenzone der Arbeitswelt“ hat die Soziologin Natalie Grimm Ergebnisse einer umfangreichen qualitativen Studie vorgestellt. 152 in prekären Lebens- und Arbeitsverhältnissen befindliche Personen wurden über einen Zeitraum von fünf Jahren (2007-2011) begleitet und jährlich in biografisch-narrativen Interviews befragt.

Die Befunde des 2012 abgeschlossenen Forschungsprojektes zeigen Folgendes sehr deutlich:

Die Grenze zwischen sicheren und unsicheren Zonen der Arbeitswelt verschwimmt mehr und mehr. Die Frage nach der sozialen Integrationskraft von Erwerbsarbeit muss daher neu gestellt werden. Sie kann nicht mehr nur in die Kategorien „ohne Arbeit“ oder „in Arbeit“ unterteilt werden. Ein arbeitssoziologischer Ansatz in Fragen nach „Ausschluss“ versus „Zugehörigkeit“ scheint den empirischen Realitäten der Arbeitswelt zunehmend unangemessen zu sein. Vielmehr belegen die von Natalie Grimm präsentierten Forschungsergebnisse, dass sich in einer Grauzone erwerbsbiografisch überaus brüchige Beschäftigungsformen sehr dominant etablieren. Dabei gewähren die Phasen prekärer Erwerbstätigkeit zwar einen gewissen Zugang zum Arbeitsleben, aber eben nur temporär, periodisch, unregelmäßig und unverbindlich. Die befragten Arbeitskräfte bzw. Leistungsempfänger bewegten sich regelmäßig zwischen Minijobs, Leiharbeit, Praktika, befristeten Tätigkeiten und staatlicher Grundsicherung. Die bedrohlich sich ausweitende Zone der Instabilität

beginnt sich allmählich zu stabilisieren. Sie macht die persönliche Lebensplanung unmöglich und prägt die Berufsbiografien vieler Menschen. Auch verstärkt sich Politikverdrossenheit und gesellschaftliche Frustration.

Die bedrohlich sich ausweitende Zone der Instabilität beginnt sich allmählich zu stabilisieren

Künstlerische und museale Annäherung an das Thema

Wie nun lassen sich diese statistischen Basisdaten zum Thema „Prekariat“ in künstlerische und/oder museumskonzeptionelle, vor allem aber politisch öffentlichkeitswirksame Aktionen umsetzen? Zwei unterschiedliche Beispiele sollen diese Frage beantworten helfen.

I.

Das Kunstprojekt PERSÖNLICH BETROFFEN wollte in der Wiener FortunaGalerie im Januar 2008 das Abstraktum Prekariat sichtbar machen, mit Fotos und Texten konkret zur



Wohnen
Kunstprojekt „PERSÖNLICH BETROFFEN“
Wien 2008

Sprache bringen. Raphael Bolius – vielen Besuchern des Museums der Arbeit seit 1998 bekannt durch seinen dokumentar fotografischen Beitrag „Landnahme“ zur Fotoausstellung „Terra“ mit Arbeiten des brasilianischen Fotografen Sebastiao Salgado – lichtete für die Ausstellung in Wien nicht die Wirklichkeit eins zu eins ab, nicht die blanke Anklage, sondern das Dahinter, das Schwarzweiß, das Menschliche in den prekären Lebensbereichen „Kleidung“, „Mobilität“, „Psyche“ und „Wohnen“. Dieser Blick auf das Problem galt auch für die Befragung von Betroffenen. Deren Antworten ergaben ein sehr authentisches Hörbild. Der Wiener Polit-Aktivist, Bezirksrat und Schriftsteller Friedrich Hahn zeichnete die Interviews auf. Eines davon wählte er für diesen Artikel aus.

Die hier zitierte Frau ist eine von rund einer Million Österreicherinnen und Österreichern, die als armutsgefährdet gelten, die Hälfte davon trotz Erwerbsarbeit. Wer kennt sie? Die Betroffenen schweigen aus Scham. Die Nichtbetroffenen schauen weg. Damit künftig immer weniger Betroffene schweigen und immer mehr Verantwortliche handeln, soll Marianne stellvertretend hier zu Wort kommen.

Marianne

(Österreicherin; Abitur; Studium; geschieden; drei Kinder; alleinerziehend)

Den Brief liegen lassen. Der kann noch warten. Es ist der 19. des Monats.

„Gehst noch mit auf einen Kaffee?“ „Nein. Danke für die Einladung. Ich habe keine Zeit“ antworten. Und dies so lange, bis keine Einladungen mehr ausgesprochen werden.

Das Fenster in der Küche vorsichtig öffnen. Es könnte in den Hof fallen.

Im Winter vor dem Gasherd sitzen, die Füße im Rohr wärmen.

Sich so lange wie möglich in öffentlichen Gebäuden aufhalten, weil dort geheizt wird.

An Buchhandlungen vorbeigehen. Die Geschäftsstraßen meiden. Sonderangebote suchen.

Gehen, nicht mit der Bim fahren.

Dem weinenden Kind hilflos durch die Haare streicheln. Nein, dieses Geschenk kann es nicht haben. Zu Weihnachten vielleicht. Die Oma nicht mehr fragen können.

Selber schuld! Allein sein. Traurig. Wütend.

Drei Jobs annehmen. Um vier am Morgen Semmeln in den Ofen schieben, dann zur Arbeit. Am Wochenende als Aufsicht im Museum arbeiten. Nach drei Jahren zusammenbrechen.

Selber schuld!

Die Wohnung nicht mehr bezahlen können. „Nein, Sie haben keinen Anspruch auf eine Gemeindeförderung. Sie haben ja eine Wohnung. Klagen Sie gegen den Vater der Kinder!“

Bei der Freundin als Mitbewohnerin mit den Kindern unterschlepfen. Fremde Möbel. Orientierungslos aufwachen. Erschöpft zur Arbeit taumeln. Müde.

Selber schuld! Müde, so müde.

„Mensch, deine Freiheiten, einfach nicht abzuwaschen, so viel außer Haus sein zu können, möchte ich mal haben.“ Nicht antworten. „Uns geht es doch allen viel zu gut.“ „Geld wird zu wichtig genommen.“ „Wie man sich bettet, so liegt man.“ „Es liegt an dir. Denk positiv.“

Lächeln. Heimlich im Bett weinen.

Selber schuld.



Psyche
Kunstprojekt „PERSÖNLICH BETROFFEN“
Wien 2008

Das Mitte der 1990er Jahre beim Museum der Arbeit bzw. beim Trägerverein des Museums angesiedelte Hamburger Kulturprojekt „Suche Arbeit – Brauche Zukunft“ verknüpfte Zukunftsfragen der Arbeit mit historischen und aktuellen Erfahrungen von Arbeitslosigkeit

II.

Das Mitte der 1990er Jahre beim Museum der Arbeit bzw. beim Trägerverein des Museums angesiedelte Hamburger Kulturprojekt „Suche Arbeit – Brauche Zukunft“ verknüpfte Zukunftsfragen der Arbeit mit historischen und aktuellen Erfahrungen von Arbeitslosigkeit. Schon damals regten der 2010 viel zu früh verstorbene Projektleiter Gordon Uhlmann und sein Team eine lebendige öffentliche Auseinandersetzung über den „Wandel der Arbeit“ an. Dieses ist umso bemerkenswerter, als der Begriff „prekärer Arbeiten und Leben“ seinerzeit im allgemeinen Sprachgebrauch kaum anzutreffen war. Den inhaltlichen Kern

des Ausstellungsmoduls „Suche Arbeit ...“ bildeten historische Forschungsergebnisse zur organisatorischen Entwicklung der Hamburger Erwerbslosenhilfe/Arbeitsverwaltung seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Vielfältige, auch multimediale Aktionsformen rundeten das Projekt unter dem Motto „... Brauche Zukunft“ ab.

Die 1996/97 an verschiedenen Hamburger Standorten gezeigte erste große Ausstellung über Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland hatte 1997 im leerstehenden Gebäude des ehemaligen Altonaer Arbeitsamtes an der Kieler Straße ihren idealen Platz gefunden. 1927 als Reformbau und – im Zuge des gerade in Kraft getretenen „Reichsgesetzes zur Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung“ – als erster Neubau eines Arbeitsamtes in Deutschland überhaupt errichtet, stand an authentischem Ort eine Veranstaltungsfläche von 1.600 qm für die Entfaltung diverser kultureller Initiativen sowie für die Neuerschließung und Verwandlung öffentlichen Raums zur Verfügung. Die mit beeindruckenden Raum-Inszenierungen und Installationen zu psychosozialen Erfahrungen und Problemen von Betroffenen bei Entlassung,

Arbeitslosigkeit, Bewerbung, Arbeitsmigration, Armut und Asyl gestaltete Ausstellung wurde durch eine Vielzahl soziokultureller Aktivitäten im Stadtteil inhaltlich flankiert und ergänzt. Diese richteten sich vor allem an Jugendliche u. a. mit einer sog. Mail-Art-Aktion, bei der „Zukunftskoffer“ und „Zukunftsfaxe“ zu einem offenen „Zukunftsarchiv“ – als integriertem Ausstellungsbestandteil – bestückt werden konnten. Mitmachaktionen und freie Gestaltungsoptionen machten nicht nur damals den besonderen Reiz für eine überaus kreative Stadtteilkulturarbeit aus. Mit aktuellem Inhalt gefüllt, wären sie wohl auch heute noch dazu in der Lage.

Sowohl hinsichtlich der neu zu entwickelnden Museums-Dauerausstellung, als auch für begleitende Veranstaltungsangebote unseres Freundeskreises kann und darf sich das Museum der Arbeit dem Blick auf das Thema „Armut trotz Erwerbsarbeit“ nicht verschließen. Einen Beitrag dazu wird die im Herbst 2012 geplante Vortragsreihe leisten, wenn es heißt: „Darf’s ein bisschen mehr sein? Frauen auf dem gewandelten Arbeitsmarkt.“

Friedrich Rogge

Migration im Museum

Die eigene Gesellschaft
im Plural darstellen

Prof. Dr. Kirsten Baumann
Kunstgeschichte, Neue und
Mittelalterliche Geschichte;
1997-2009 wiss. Mitarbeiterin/
stv. Direktorin der Stiftung
Bauhaus Dessau;
seit 2009 Direktorin des
Museums der Arbeit;
2011 Vorstand der Stiftung
Historische Museen Hamburg



Einführung

Migration – die Ein- wie die Auswanderung – kennzeichnet alle Epochen der menschlichen Gesellschaft, es hat sie zu allen Zeiten gegeben. Besonders die industrielle und postindustrielle Gesellschaft jedoch ist durch eine hohe Flexibilität geprägt. Ein- und Auswanderung sind Normalfälle der Geschichte.

Lange haben sich führende Politiker der Bundesrepublik dagegen gesträubt, Deutschland als Einwanderungsland zu bezeichnen; es galt international als „widerstrebendes Einwanderungsland“, wie Philip L. Martin 1998 formulierte. Dabei prägen diverse Migrationsbewegungen die jüngere deutsche Geschichte: Flüchtlinge und Vertriebene kamen unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, Arbeitsimmigranten und ihre Familien seit den 1950er Jahren. Asylsuchende und Spätaussiedler sind besonders seit den 1980er und 1990er Jahren in Deutschland zu Hause. Sie alle prägen die Kultur dieses Landes und dieser Stadt, bereichern sie auf die unterschiedlichste Art und Weise. Seit einigen Jahren gibt es seitens der Bundesregierung mit dem „Nationalen Integrationsplan“ ein offensives Herangehen

an diese Fragestellungen. Am 31. Januar 2012 wurde beim fünften Integrationsgipfel beschlossen, z. B. mehr Zuwanderer für den öffentlichen Dienst zu gewinnen – eine Initiative, die auch Museen betreffen sollte. Denn die Expertise, die Migranten hier einbringen können – neue Sichtweisen, andere Problemlösungsstrategien, das Wissen über andere Kulturen und Religionen – wurde bislang in der akademischen Welt kaum abgefragt.

Vor allem durch die Sonderausstellung „Geteilte Welten. Einwanderer in Hamburg“ (2003/04) wurde die Gelegenheit genutzt, die Einwanderungsgeneration der ersten Anwerbeperiode von 1955-1973 zu Wort kommen zu lassen

Im Museum der Arbeit ist Migration bereits seit seiner Eröffnung 1997 ein Thema. Vor allem durch die Sonderausstellung „Geteilte Welten. Einwanderer in Hamburg“ (2003/04) wurde

die Gelegenheit genutzt, die Einwanderungsgeneration der ersten Anwerbeperiode von 1955-1973 zu Wort kommen zu lassen und ihre Leistung für das „Wirtschaftswunder“ zu würdigen. Parallel dazu wurde die Wanderausstellung „Crossing Borders“ gezeigt, die innerhalb des europäischen Projektes „Migration, Work and Identity. A History of European People, told in Museums“ entstand.

Ähnlich wie beim Blick auf die Geschlechterverhältnisse, der fester Bestandteil der Ausstellungen des Mda ist, ist auch das Thema Migration nicht als eigene Abteilung zu behandeln, sondern sollte bei ständigen Ausstellungen als eine Art Generalbass mitlaufen. Die Forschung und damit auch die Ausstellungspraxis haben sich in den letzten Jahren stark in Richtung der gemeinsamen Betrachtung gesellschaftlicher Diversität entwickelt. Ging die frühe, separiert betrachtete „Frauengeschichte“ der 1970er und 1980er Jahre längst in den sehr viel weiter gefassten „Gender Studies“ auf, so sehen wir auch die Geschichte der MigrantInnen heute nicht exklusiv, sondern als Teil der Einwanderungsgesellschaft. Die Fragen nach der Rolle von Geschlecht,



„Weltreligionen im Dialog“
 Vortragsabend am 30.10.2003
 während der Sonderausstellung
 „Geteilte Welten. Einwanderer
 in Hamburg“
 (2003/04, Museum der Arbeit)

Herkunft und sozialer Stellung werden in ihrer gesamtgesellschaftlichen Vielfalt betrachtet. Die jeweiligen kulturellen, sozialen und gesellschaftlichen Verflechtungen werden in den Blick genommen und die Unterscheidungsprozesse sichtbar gemacht.

Im Dezember 2009 wurde als ein Ergebnis des Workshops „Museum – Migration – Kultur – Integration“ des Deutschen Museumsbundes (DMB) ein Memorandum verabschiedet, zu dessen Erstunterzeichnern auch das Museum der Arbeit gehört. Zugleich wurde die Gründung eines eigenen Arbeitskreises beschlossen, der sich 2010 formierte. Zu seinen Zielen und Aufgaben gehören unter anderem die „Entwicklung von Empfehlungen für Museen zur Ansprache, Motivierung und Qualifizierung von Menschen mit Migrationshintergrund als Besucher, Mitarbeiter und Gremienmitglieder“ und die „Anregung und Evaluation von Modellprojekten, Erfassung und Auswertung vorhandener Evaluationsergebnisse zur Zielgruppe Migranten in Museen.“ Wie aktuell diese Fragestellungen momentan sind, zeigt auch die Wahl des Themas für die Jahrestagung des DMB im Mai 2012: „Alle Welt im Museum? Museen in der

pluralen Gesellschaft“. Sie wirft sowohl die Frage nach der möglichen Repräsentation ‚aller Welt‘ im Museum auf als auch die, wie sich Museen für ‚alle Welt‘ öffnen können. Diese weit gefasste Fragestellung verdeutlicht, mit wie vielen Facetten sich die Museen dem Thema der kulturellen Diversität nähern müssen.

Die Wahl des Themas für die Jahrestagung des Deutschen Museumsbundes im Mai 2012 war: „Alle Welt im Museum? Museen in der pluralen Gesellschaft“

Einwanderungsmuseen

Das Thema Migration wurde international in den 1980er Jahren als für die Museumsszene relevant entdeckt. Langjährige Einwanderungsländer wie die USA, Kanada oder Australien setzen sich offensiv mit der Thematik auseinander. Als prominente Beispiele können hier das „Ellis Island Immigration Museum“, New York, USA (1990), das „Pier 21 – Canada’s Immi-

gration Museum“ in Halifax, Kanada (1999) oder auch das „Immigration Museum Melbourne“, Australien (1998) genannt werden. Keines der genannten Museen hatte eine Sammlung zu diesem Thema; es war vielmehr staatlicher bzw. bürgerlicher Wille, eine solche anzulegen und ein Museum zu gründen. Es wurden ikonische Orte der Einwanderungsgesellschaft.

So sind es auch eher politische Gründungen – keines der drei Museen wurde z. B. von Migranten selbst initiiert – um ein bestimmtes Gesellschaftsbild einer multikulturellen Wiederentdeckung der Nation darzustellen. Ein Hintergrund der Gründung in Melbourne war der „Plan for Cultural Heritage Institutions to Reflect Australia’s Cultural Diversity“. Das Museum war also ein Produkt des expliziten Bekenntnisses Australiens als multikulturelle Gesellschaft, und ähnlich verhielt es sich in New York. Erst mit der Entscheidung, die Finanzierung auf private Beine zu stellen, und der 100-Jahr-Feier der Freiheitsstatue 1986, kam das Projekt voran. Von Ronald Reagan wurde 1982 die „Statue of Liberty – Ellis Island Centennial Commission“ unter Lee A. Iacocca, dem Vorstandsvorsitzenden von Chrysler,

Migration – die Ein- wie die Auswanderung – kennzeichnet alle Epochen der menschlichen Gesellschaft. Es hat sie zu allen Zeiten gegeben

gegründet und sammelte entsprechende Gelder ein (von den eingesammelten 300 Mio US \$ flossen 162 Mio \$ in das Museum).

Auch in Deutschland gibt es seit längerem eine Diskussion um ein Einwanderungsmuseum. 1990 entstand so der Verein „DOMiT Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V.“ als Selbstorganisation türkischer MigrantInnen. Im Juni 2007 hat DOMiT mit dem Verein „Migrationsmuseum in Deutschland e.V.“ fusioniert. Der neue Verein „DOMiD“ ist nicht mehr eine Selbstorganisation türkischer Migranten, sondern möchte Einwanderer unterschiedlicher Herkunft und Deutsche ohne Migrationshintergrund zusammenbringen. Der Verein sammelt Dokumente und Materialien, erarbeitet Ausstellungen, initiiert Forschungsprojekte zu Fragen von Migration in Deutschland und hält Seminare, Tagungen und Vorträge zum Thema ab.

Neben Sonderausstellungen in verschiedenen Historischen Museen gibt es inzwischen auch virtuelle Migrationen, die – auch mangels Sammlungsbeständen – den Weg über eine alleinige Präsenz im Internet gehen.

Genannt seien hier „Lebenswege – das Online Migrationsmuseum Rheinland-Pfalz“ (seit 2009), verantwortet vom Ministerium für Integration, Familie, Kinder, Jugend und Frauen Rheinland-Pfalz, sowie das im Entstehen begriffene „Virtuelle Osnabrücker Migrationsmuseum“.

Projekt: MigrantInnen ins Museum der Arbeit!

Zu den Schwerpunkten unserer zukünftigen Arbeit gehört nicht nur die verstärkte fachgebundene Auseinandersetzung mit dem Thema Migration, sondern wir müssen auch über Konsequenzen beim Personal sprechen. Es geht um eine interkulturelle Öffnung im Selbstverständnis der Museen, um Konsequenzen bei der Zusammensetzung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und der Ausrichtung unserer Besucherfreundlichkeit und Vermittlungsarbeit.

So wie es notwendig war und ist, Frauen in der Wissenschaft zu fördern, auch um Gender-Themen und neue Sichtweisen stärker in die Museen zu bringen, so ist es heute wichtig, junge Kolleginnen und Kollegen mit Zuwanderungsgeschichte zu gewinnen, um neue Blickwinkel auf die

fachliche Auseinandersetzung mit unseren Themen zu generieren. Gerade im Bereich der kultur- und stadthistorischen Museen kann ein etwas anderer Blick, einer, der geschärft ist durch das eigene Fremdsein oder das der Eltern, neue Leitfragen erbringen. Zusätzlich zu der heute üblichen Erzählung nationaler Kulturen kann ein Perspektivwechsel die Geschichte der Einwanderungsgesellschaft neu erzählen und Aspekte beleuchten, die in der Wahrnehmung der sogenannten Mehrheitsgesellschaft bislang eher unterbeleuchtet sind.

In Hamburg leben ca. 451.000 Menschen mit Migrationshintergrund, also rund 26% der Gesamtbevölkerung. Fast ein Drittel von ihnen hat eine akademische Ausbildung. Diese gut ausgebildeten Menschen auch im Museum der Arbeit zu beschäftigen, birgt für beide Seiten große Chancen.

Stadthistorische Museen reagieren ständig auf neue gesellschaftliche Anforderungen. Gerade in Großstädten gehört dazu auch die Vermittlung von Wissen an Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene mit Migrationshintergrund. Damit ihre Interessen, sowohl die Geschichten um und über Migration in der Stadtgesellschaft als



„Eigenes und Fremdes“, Hamburg 2002-2003.
Künstlerisches Projekt von Karin Plessing in der Ausstellung
„Geteilte Welten“, Museum der Arbeit (2003/2004)

„Unseren Vater haben wir jahrelang nur über ein Bild gekannt“: Foto mit dem Großvater, als die Eltern zur Arbeit nach Deutschland gingen. Gegen das Nachholen einiger Kinder wehrten sich die Großeltern. „Goldener Käfig“? – mit Selbstbildnis der jungen Türkin.

„Geteilte Welten“ lieferte einen Baustein zur Würdigung von Anspannung, Lebens- und Arbeitsleistung Eingewandelter, durch die eine „weltoffene Stadt“ seit Jahrhunderten Wachstum und Vielfalt gewinnt.



auch die Präsenz vielfältiger Blickweisen auf die Stadt und ihre Gesellschaft im Museum vertreten sein können, müssen sowohl das Thema als auch die Menschen stärker im Museumsbereich vertreten sein. Wenn wir die interkulturelle Kompetenz des Museums tatsächlich stärken möchten, müssen wir die Strukturen in der Museumsarbeit ändern. Mit der Einstellung von jungen HistorikerInnen, Kunst- oder KulturwissenschaftlerInnen z. B. als Museumsvolontäre oder in der Museumspädagogik besteht genau für diese Zielgruppe die Möglichkeit zur beruflichen Ausbildung in einer Institution des Öffentlichen Dienstes und damit die Aussicht auf Weiterbeschäftigung im kulturellen Sektor. Für das Museum eröffnet sich die Möglichkeit, neue Perspektiven für die museale Arbeit zu gewinnen.

Migration – ein Thema im Museum der Arbeit

Wir stehen – trotz einiger Sonderausstellungen – im Museum der Arbeit erst am Anfang eines Prozesses. Es geht nicht darum, aus dem Haus ein Einwanderungsmuseum zu machen, sondern entsprechende Fragestellungen in eine zukünftige Dauerausstellung

mit einzubeziehen. Hier soll nicht die große nationale Geschichte erzählt werden, sondern auf lokaler, stadtgeschichtlicher Ebene gefragt werden. Die Migrationsgeschichte ist an vielfältige Themenbereiche anschlussfähig, vor allem an die bei uns verhandelte Sozial- und Kulturgeschichte der Industrialisierung.

Konkret bedeutet dies, die bestehende Sammlung künftig unter neuem Gesichtspunkt anzusehen, Fragestellungen und Leitlinien für das weitere Sammeln zu entwickeln, ggf. Oral-History-Projekte aufzulegen, um Lebensgeschichten z. B. von Arbeitsmigranten zu dokumentieren. Hatten wir es bislang vor allem mit Ausstellungen zu tun, die für und über Migranten gemacht wurden, so wird es in Zukunft darum gehen, dies gemeinsam zu tun.

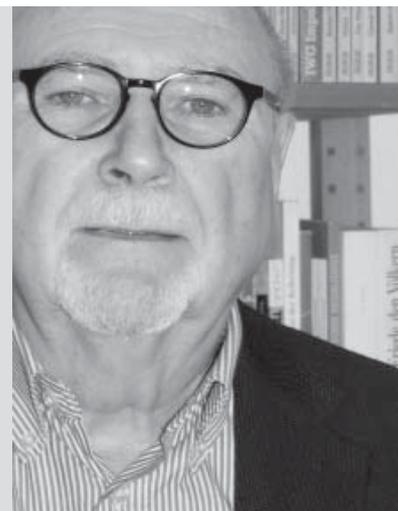
Kirsten Baumann

Dank an Jenni Boie für die interessanten Anregungen

Ohne uns fährt kein Mercedes!

Auch behinderte Menschen verwirklichen sich über Arbeit

Dr. Bodo Schümann
Evangel. Theologe, Pädagoge;
Gründer und ehemaliger Geschäftsführer der Elbe-Werkstätten GmbH;
Mitglied der Hamburg. Bürgerschaft;
ehrenamtl. aktiv in der osteurop. Behindertenarbeit



„Ohne uns fährt kein Mercedes!“ äußerte stolz ein behindert Beschäftigter der Elbe-Werkstätten, als er von Werbeaufnahmen für diese Automarke vor der Werkstatt ins Haus zurückkam. Seine Arbeitsgruppe bestückte Verbandskästen mit Material und verpackte sie für verschiedene Automarken, u.a. auch für Mercedes. Der Konzern nutzte das zur Eigenwerbung für sein Engagement im sozialen Bereich. Dieser Ausspruch kann nicht treffender beschreiben, welche Bedeutung Arbeit für behinderte Menschen hat.

Arbeit strukturiert den Tagesablauf

Arbeit strukturiert den Tagesablauf, entfaltet die kreativen und produktiven Fähigkeiten, ermöglicht Kommunikation mit anderen Menschen und wird durch ein, wenn auch sehr bescheidenes, Entgelt vergütet. Wichtig ist, dass die behinderten Menschen eine sinnvolle, in der Gesellschaft nachgefragte Arbeit oder Dienstleistung erbringen. Das bedeutet Anerkennung.

Vor der Industriellen Revolution lebten behinderte Menschen vorwiegend in ihren Familien, vereinzelt in Siechenheimen und Klöstern. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden Anstalten für behinderte Menschen, gegründet von Pastoren, Lehrern, Juristen, also Einzelpersonlichkeiten. Zunehmende Verslumung der Städte und die katastrophalen Lebensbedingungen der Arbeiterfamilien, aus denen vor allem die Behinderten kamen, machten deren Versorgung in der Familie unmöglich. In den Anstalten war Arbeit für diejenigen, die dazu in der Lage waren, selbstverständlich Pflicht. Einmal, um im Rahmen der Selbstversorgung den Anstaltsbetrieb überhaupt aufrecht zu erhalten, zum anderen aber auch aus ethischen und pädagogischen Gründen. Bereits um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert begann, angeführt von namhaften Medizinern, Juristen, auch Pädagogen, die Forderung, sog. „lebensunwertes Leben“ einzuschränken oder auch zu vernichten, um sich der wirtschaftlich „nutzlosen Existenzen“ zu entledigen. Die Nationalsozialisten haben dieses Programm in die Wirklichkeit umgesetzt. Nach 1945 dauerte es fast zwanzig Jahre,

bis eine angemessene Betreuung behinderter Menschen wieder möglich wurde, vor allem in den Bereichen: Bildung, Arbeit und Wohnen.

In den 670 deutschen Werkstätten arbeiten ca. 280.000 behinderte Menschen, die wegen der Art und Schwere ihrer Behinderung dem allgemeinen Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung stehen, in Hamburg gut 4.300. Träger sind hier die Evangelische Stiftung Alsterdorf (früher: Alsterdorfer Anstalten) und die (neue) Elbe-Werkstätten GmbH, in der seit dem letzten Jahr die „Hamburger Werkstatt GmbH“, die „Winterhuder Werkstatt GmbH“ sowie die (alte) „Elbe-Werkstätten GmbH“ unter staatlicher Trägerschaft zusammengeschlossen sind.

Der Personenkreis der behinderten Menschen in Werkstätten hat sich in den letzten Jahren erheblich verändert. Früher war der Anteil der psychisch Behinderten eher gering, inzwischen erreicht er fast 1/5 der Belegschaft. Ursachen sind vor allem Umwelteinflüsse und zunehmender Stress in der Arbeitswelt. Ebenfalls hat der Anteil der Lernbehinderten zugenommen, die früher kaum in der Werkstatt zu finden waren, weil sie auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt eine ungelernete



Burcu Teker am PC und Silvia Bartel in der Werkstattküche

Beschäftigung fanden, die heute mehr und mehr der Technisierung und Rationalisierung zum Opfer fällt.

Die Arbeits- und Dienstleistungen in den Werkstätten sind außerordentlich vielfältig. Um nur wenige Beispiele zu nennen: Verpackung und Montage, Holz- und Textilproduktion, Wäscherei, Schuhreparatur, Stuhlflechtereie, Produktion von Arbeitsschutzkleidung, Herstellung von Druckerzeugnissen, Elektro-Recycling, Garten- und Landschaftspflege, Dienstleistungen in der Hotel- und Gaststättenbranche. Überraschend mag sein, dass die besonderen kreativen Fähigkeiten behinderter Menschen auch in bezahlte Arbeitsangebote münden können: z.B. Malerei, eine Rock-Band, Theateraufführungen usw. Alle Aufträge werden auf dem Markt akquiriert, also in Konkurrenz zu anderen Anbietern.

Um diese Leistungen erbringen zu können, absolvieren die behinderten Menschen nach Eintritt in die Werkstatt ein in der Regel auf zwei Jahre angelegtes Training im Berufsbildungsbereich, in dem sie Fertigkeiten und Grundkenntnisse der Arbeitsabläufe, den Umgang mit Werkzeugen, Maschinen und Werkstoffen erlernen.

Sie werden von einer Fachkraft angeleitet, die eine handwerkliche Ausbildung sowie eine sonderpädagogische Zusatzausbildung absolviert hat. Darüber hinaus wird allen behinderten Beschäftigten, je nach individuellen Fähigkeiten und Möglichkeiten, ein zusätzliches Programm der Weiterentwicklung ihrer Persönlichkeit angeboten. Auf diese Art werden die beiden wichtigen Ziele der Werkstatt erfüllt, die Selbständigkeit der behinderten Menschen zu fördern sowie ihre Teilhabe an der Gesellschaft, hier im Bereich der Arbeit, zu ermöglichen.

Erstmals wird in einem internationalen Abkommen verbindlich formuliert, dass behinderten Menschen ein Recht auf Selbstbestimmung und gesellschaftliche Teilhabe zusteht

In jüngster Zeit werden die Werkstätten in Übereinstimmung von Kostenträgern und Behindertenverbänden auf eine Veränderung bzw. Weiterentwicklung ihrer Organisation gedrängt.

Es geht um eine sehr viel wirksamere Verwirklichung der beiden Ziele, die Selbstbestimmung und die gesellschaftliche Teilhabe. Dazu hat vor allem die am 13. 12. 2006 von der UN-Vollversammlung einstimmig beschlossene „UN-Konvention über die Rechte behinderter Menschen“, an deren Erarbeitung Deutschland maßgeblich beteiligt war und die nach dem Zustimmungsverfahren ab Februar 2009 in Deutschland gilt, beigetragen. Erstmals wird in einem internationalen Abkommen verbindlich formuliert, dass behinderten Menschen ein Recht auf Selbstbestimmung und gesellschaftliche Teilhabe zusteht und sie dieses einklagen können. Das gilt nicht nur für behinderte Schüler, die nun die Regelschule besuchen können, sondern auch im Bereich der „Arbeit“ muss das bisher abgeschlossene System der Werkstätten für behinderte Menschen aufgebrochen werden, bzw. es muss Alternativen in der Gesellschaft geben. Entsprechend dem Artikel 27, der sich in der Konvention mit „Arbeit“ beschäftigt, wird gefordert, dass behinderte Menschen das gleiche Recht auf Arbeit haben. „Dies beinhaltet das Recht auf die Möglichkeit, den Le-



Jens Grapentin
Aufsicht im Museum der Arbeit

bensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, die in einem offenen, integrativen und für Menschen mit Behinderungen zugänglichen Arbeitsmarkt frei gewählt oder angenommen wird.“ Bisher sind auf Bundesebene jährlich durchschnittlich gerade einmal 0,17 % der behinderten Mitarbeiter/innen aus Werkstätten auf den allgemeinen Arbeitsmarkt vermittelt worden.

Bisher sind auf Bundesebene jährlich durchschnittlich gerade einmal 0,17 % der behinderten Mitarbeiter/innen aus Werkstätten auf den allgemeinen Arbeitsmarkt vermittelt worden

Die Werkstätten bemühen sich seit langem, in Betrieben der Privatwirtschaft und bei öffentlichen Institutionen sog. ausgelagerte Arbeitsplätze zu schaffen. Die behinderten Mitarbeiter bleiben weiterhin unter dem Schirm der Werkstatt, aber sie arbeiten nun als einzelne und vor allem als Gruppen in den Betrieben der Privatwirtschaft. Bekannte Hamburger Firmen und Or-

ganisationen wie z.B. Lufthansa Service, Beiersdorf, Still, Metro, Globetrotter, Darboven, Ikea oder der international bekannte Lampen-Designer Tobias Grau, das Junge Hotel, das Staatsarchiv und das Museum der Arbeit unterstützen erfolgreich diesen Weg der Integration. Auf diese Art ist es gelungen, für ca. 420 behinderte Menschen aus den Hamburger Werkstätten mitten in der Gesellschaft Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen.

Außerdem gibt es schon seit langer Zeit marktorientierte sog. Integrationsbetriebe, in der etwa zur Hälfte behinderte und nicht behinderte Arbeitnehmer zusammen arbeiten und ihren Tariflohn selbst erwirtschaften.

Es wäre eine lohnende und ihrem gesellschaftspolitischen Anspruch verpflichtete Aufgabe, wenn sich das Museum der Arbeit des Themas: „Arbeit und Behinderung“ annehmen würde, zumal es selbst hier eine aktive Rolle spielt und behinderte Menschen beschäftigt. Es würde dabei einen weiteren Kreis an Interessenten für seinen gesellschaftlichen Auftrag erschließen. Wie könnte das praktisch umgesetzt werden? Dazu nur einige wenige Ideen:

1. In einer Ausstellung könnte historisch aufgezeigt werden, wie sich die Arbeitsmöglichkeiten behinderter Menschen entwickelt haben.

2. Vor Ort im Museum könnte gezeigt werden, was und wie behinderte Menschen heute arbeiten. Die Behinderten selbst könnten ihre Arbeit erklären und beispielsweise Schulklassen konkret in ihre Arbeit einführen und sie zur Mitarbeit einladen und anleiten.

3. Die Vernichtung des sog. „lebensunwerten Lebens“ in der NS-Zeit sollte thematisiert werden (vor allem als Grund: mangelnde Produktivität). Alsdann wäre ein Bogen zu schlagen in die Gegenwart zum zunehmenden latenten Rechtsradikalismus mit der Folge der Intoleranz gegenüber Minderheiten und Andersartigen, also auch behinderten Menschen.

4. In Veranstaltungen sollten Themen als Dialog zwischen behinderten Menschen und den politischen und gesellschaftlichen Akteuren diskutiert werden, z.B.:

- Erfahrungen von Hamburger Firmen mit der Tätigkeit behinderter Menschen bei ihnen und die Erfahrungen der behinderten Menschen in diesen Firmen.



Björn Birke an der Druckmaschine in der Offsetdruckerei



Mike Bollin und Jose Martinez am CNC-Center der Tischlerei

- Welche Folgerungen sind aus der UN-Konvention für die Rechte behinderter Menschen konkret für den Bereich „Arbeit für behinderte Menschen“ zu ziehen?

- Welche Voraussetzungen müssen durch die Politik und auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt geschaffen werden, damit behinderte Menschen dort vermehrt tätig werden können? Und wie kann trotz des zunehmenden Kostendrucks die Qualität der Förderung behinderter Menschen gesichert werden?

- Welche Vorstellungen haben behinderte Menschen für die Weiterentwicklung der Werkstätten? Was finden sie gut? Was muss anders werden?

- In einem internationalen Dialog, z. B. mit Vertretern entsprechender Einrichtungen in Skandinavien, könnte man klären, ob unterschiedliche Konzepte für die Arbeit von behinderten Menschen bestehen und wie dort die gesellschaftliche Integration im Bereich Arbeit gestaltet wird.

- Die Frage: „Sollten behinderte Menschen in den Gewerkschaften eine aktivere Rolle spielen?“ wäre mit Gewerkschaftsvertretern zu diskutieren.

Was müsste sich ändern, um die gesellschaftliche Teilhabe behinderter Menschen an der Arbeitswelt deutlich zu verbessern, also die UN-Konvention für das Recht auf Inklusion zu verwirklichen?

1. Die Werkstätten – bisher ein „closed shop“ – müssten so umgestaltet werden, dass neben den behinderten Menschen, die nicht auf den allgemeinen Arbeitsmarkt vermittelt werden können, auch nicht behinderte Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer gemeinsam mit ihnen tätig werden.

2. Um deutlich mehr behinderte Menschen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt vermitteln zu können, ist für einen bestimmten Personenkreis wegen mangelnder Leistungsfähigkeit eine – auch dauerhafte – Lohnsubventionierung erforderlich. Außerdem sollte den Betrieben und den behinderten Menschen eine fachkompetente Unterstützung bei der Lösung von auftretenden Konflikten zur Verfügung stehen.

3. Die öffentliche Hand sollte wieder im Dienstleistungsbereich Aufgaben für ungelernete Tätigkeiten zur Verfügung stellen, die behinderte Menschen verrichten können (Reinigungs-

arbeiten, Friedhofs- und Landschaftspflege, Botendienste usw.). Auch wenn die einzelne Dienstleistung teurer wird, werden die Gesamtkosten nicht steigen, weil man kostspielige Werkstattplätze einspart.

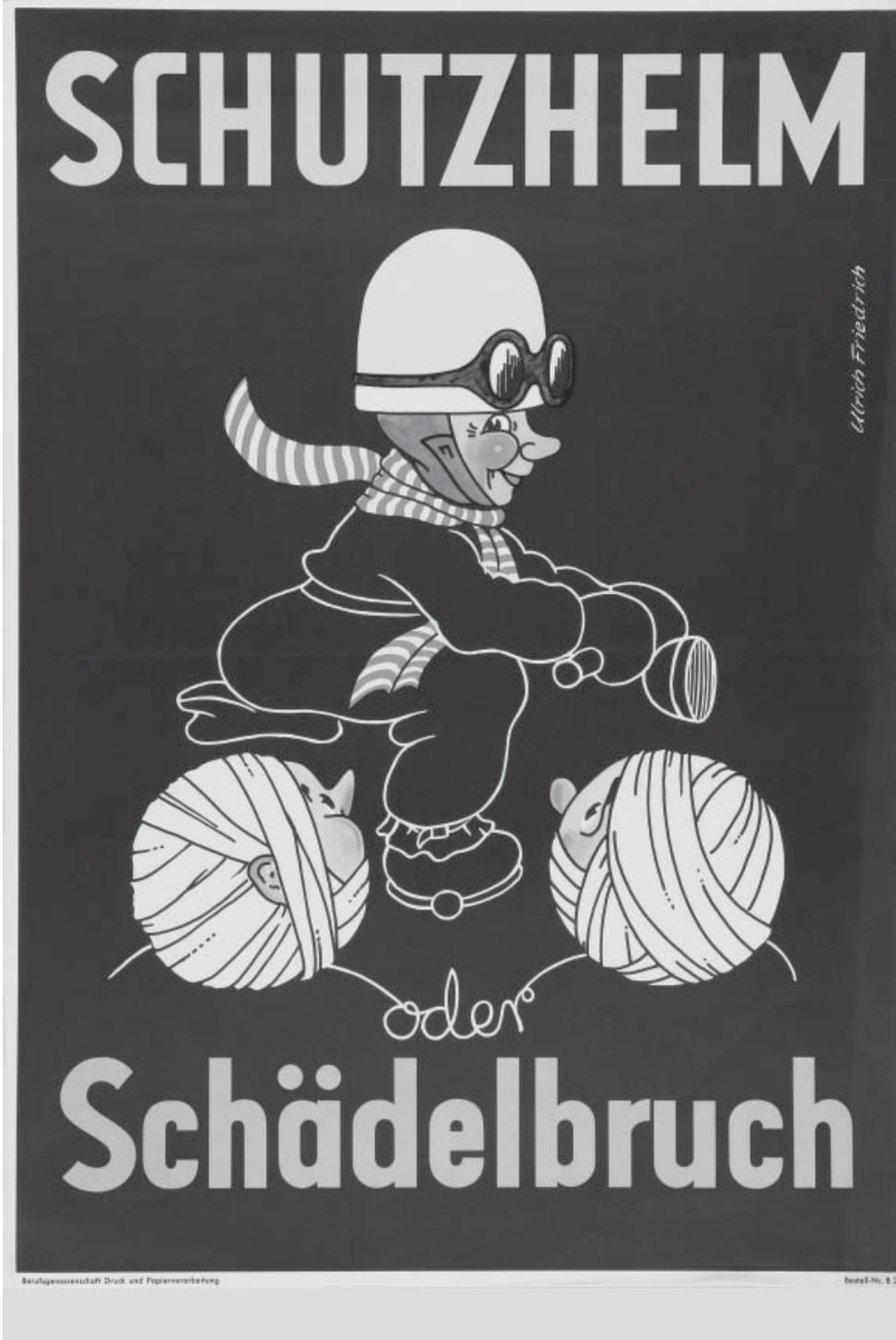
4. Die Ausgleichsabgabe für Betriebe, die nicht in ausreichendem Maße behinderte Menschen einstellen, sollte deutlich erhöht und zu einer wirklichen Strafe ohne Kompensationsmöglichkeit entwickelt werden.

Viele Betriebe zeigen, dass es möglich ist, behinderte Menschen einzustellen. Das sollte für alle rechtlich verbindlich gelten.

Als Kooperationspartner für dieses Programm kommen in Betracht: Firmen, die schon behinderte Menschen beschäftigen, Gewerkschaften, Werkstätten für behinderte Menschen, Hamburger Arbeitsassistenten, Arbeits- und Sozialbehörde, Arbeitsagentur und die Behindertenbeauftragte der Freien und Hansestadt Hamburg.

Zur Finanzierung könnten herangezogen werden: Mittel aus der Ausgleichsabgabe, Mittel von „Aktion Mensch“, Mittel der Arbeitsagentur und von Stiftungen.

Bodo Schumann



Unfallverhütungslakat
Herausgeber: Berufsgenossenschaft
Druck u. Papierverarbeitung
Offsetdruck um 1960, DIN A2
MA.A 1996/044.779

Seit 1925 sind Unfälle auf dem Arbeitsweg rechtlich mit Arbeitsunfällen und Berufskrankheiten gleichgestellt und Arbeitnehmer/innen sind über die Berufsgenossenschaften versichert.

Insofern wurde das Thema verkehrssicheres Verhalten Teil der Aufklärungskampagnen der Berufsgenossenschaften.

Die Suggestivfrage an die Fahrradfahrer „Schutzhelm oder Schädelbruch?“ greift ein altes Argumentationsmuster der ersten Bildkampagnen auf, das mit Abschreckung argumentierte. 1925 wurden Arbeiter mit der Frage konfrontiert: „Glasauge oder Schutzbrille?“

Die Unfallverhütungspropaganda nutzte Appelle an den Familiensinn, um Arbeiter zu größerer Vorsicht und zu einem sicherheitsbewussten Verhalten am Arbeitsplatz zu bewegen.

1924 mahnte ein frühes Unfallverhütungsbild, das an Bauarbeiter gerichtet war, „Hab Acht! Denk an Deine Mutter!“ und 1926 eines „Denk an Frau und Kinder und übe Vorsicht bei der Arbeit!“. Nach dem Ersten Weltkrieg und erneut nach dem Zweiten Weltkrieg ergaben statistische Erhebungen, dass ein erheblicher Teil der Arbeitsunfälle auf persönliches Fehlverhalten zurückzuführen sei. Daraufhin starteten Berufsgenossenschaften, Psychologen, Sicherheitsingenieure und Werksärzte gemeinsam mit Künstlern Aufklärungskampagnen.

Das Motiv des blonden Mädchens, das seinen Vater zu größerer Sicherheit mahnt, war zuvor schon verwendet worden, als es den verletzten Vater fragte: „Vati, was hast Du gemacht?“

Christina Bargholz (Kustodin, MdA)



Schaukasten im Werk der Margarine-Union, Mannheim 1960



Unfallverhütungsplakat
Herausgeber: Hauptverband der
gewerblichen Berufsgenossenschaften
1959, DIN A2
MA.A 1996/044.513

Geschlecht – bitte an der Garderobe abgeben?

Astrid Schulte-Zweckel
Geschichte, Philosophie, Erziehungswissenschaft;
1982-1995 Hamburger Frauenzeitung, ehrenamtl.;
1995-2000 FrauenMedia Turm Köln;
seit 2000 Museum der Arbeit Hamburg,
seit 2004 Abt.leiterin Sammlung



Um es gleich vorwegzunehmen, dies ist ein Plädoyer dafür, dass es in der künftigen neuen Dauerausstellung im Museum der Arbeit wieder eine Abteilung zum Thema „Frauen und Männer“ geben soll.

Im Zielbild des Museums aus dem Jahr der Eröffnung 1997 heißt es: „Angestoßen durch die Frauenbewegung bezog das Museum die Kategorie ‚Geschlecht‘ in sein Konzept ein. [...] Von Beginn an wurde der Begriff der Arbeit nicht auf Erwerbsarbeit reduziert. So wurde bereits früh die unentgeltliche Arbeit von Frauen im Haushalt, zur Reproduktion der Arbeitskraft und bei der Kinderaufzucht berücksichtigt. [...] die Verteilung von Aufgaben und Chancen von Frauen und Männern in der Gesellschaft bilden [...] einen besonderen Schwerpunkt.“

Nun gibt es die Ansicht, dass diese Ziele heutzutage besser verfolgt werden könnten, wenn es nicht in einer speziellen Ausstellungsabteilung geschieht, sondern in allen Abteilungen. Darauf lässt sich antworten: Das eine tun und das andere nicht lassen. Es ist richtig und notwendig, in den einzelnen Teilen und in der Gesamtkonzeption einer künftigen Dauerausstel-

lung stärker als bisher darauf zu achten, dass auch die Leistungen von Frauen sowie die unterschiedlichen Alltagserfahrungen, Rollenzuweisungen und Bedingungen von Frauen und Männern in Geschichte und Gegenwart herausgearbeitet werden.

Damit erübrigt sich aber nicht ein Ausstellungsteil, in dem das grundsätzliche Verhältnis von Frauenarbeit und Männerarbeit, von Erwerbsarbeit und unentgeltlicher Arbeit systematisch dargestellt wird. Zumal seit dem Abbau der Abteilung „Frauen und Männer“ neben der Geschlechtergeschichte auch die profilrelevanten Themen des umfassenden Arbeitsbegriffs sowie der Arbeitsmigration in der ständigen Ausstellung nicht mehr fokussiert bearbeitet sind.

Unbezahlte Hausarbeit ist das Gegenstück zu Lohnarbeit, beide sind Teile der Ökonomie und haben sich in dieser Form historisch in unmittelbarer Abhängigkeit voneinander herausgebildet.

Hierin und in den strukturellen Machtverhältnissen in einer männerdominierten Gesellschaft liegen die Ursachen dafür, dass die von Frauen geleistete Arbeit geringer bezahlt wird. Die Gründe liegen nicht in den

Frauen selbst oder in der Art der von ihnen geleisteten Arbeit, und dies gilt es zu zeigen.

Eine Abteilung „Frauen und Männer“ ist auch deshalb besonders wichtig, weil sie in konzentrierter Weise Anregungen bietet für die Auseinandersetzung mit einigen wesentlichen Fragen des Lebens, denen sich Kinder und Jugendliche, aber auch Erwachsene in bestimmten Lebensphasen stellen müssen und wollen:

Welche Schul- und Berufsausbildung werde ich haben? Werde ich eine Erwerbsarbeit und werde ich Kinder haben? Kann ich beides miteinander vereinbaren? Will ich das eigentlich und was ist mir noch wichtig?

Und weiter ist zu fragen: Werde ich ein gutes Leben haben und was bedeutet das für mich? Wie unterscheiden sich die Bedingungen für Mädchen und Jungen, Frauen und Männer, homo- oder heterosexuell, mit oder ohne Migrationsgeschichte, mit oder ohne Behinderung? Welche Einschränkungen, welche Spielräume und welche Veränderungsmöglichkeiten habe ich? Was kann ich da allein und was mit anderen zusammen machen?

Dies ist ein Plädoyer dafür, dass es in der künftigen neuen Dauerausstellung im Museum der Arbeit wieder eine Abteilung zum Thema „Frauen und Männer“ geben soll



Gleiche Bildung

In der Schule sind Mädchen heute insgesamt erfolgreicher als Jungen. Das gilt für Mädchen aus allen sozialen Schichten, mit und ohne Migrationshintergrund, auch aus sog. bildungsfernen und von Armut und Erwerbslosigkeit betroffenen Familien. Aber in den Naturwissenschaften und Mathematik sind Selbsteinschätzung von Mädchen und ihre Benotung durch die LehrerInnen deutlich schlechter als die von Jungen bei gleicher Leistung. In diesen Fächern sinken die Leistungen der Mädchen folglich, und sie wählen sie häufig ab.

Der Vorsprung von Mädchen in der Schulbildung zahlt sich nicht aus. Sie absolvieren ihre Berufsausbildung eher im Fachschulbereich als im dualen Ausbildungssystem, und sie entscheiden sich immer noch mehrheitlich für die klassischen Frauenberufe. Was den Frauenanteil an den Hochschulen angeht, sind erhebliche Fortschritte zu verzeichnen, denn mehr als die Hälfte der StudienanfängerInnen sind weiblich, und auch in den klassischen Männerfächern steigt ihr Anteil.

Trotzdem haben männliche Hochschulabsolventen immer noch die besten Aussichten auf einen Erwerbsar-

beitsplatz. Denn der Bildungsgrad ist zwar der wesentliche Faktor für den Zugang zum Arbeitsmarkt, innerhalb einer Bildungsgruppe spielt die Geschlechtszugehörigkeit aber eine Rolle zu Ungunsten von Frauen.

Gleiche Erwerbsarbeit

Die Aufteilung in „Männer- und Frauenberufe“ ist nahezu unverändert, geschlechtsneutrale Berufe gibt es dagegen kaum. So bleibt der Dienstleistungssektor Frauendomäne, und damit die eher schlecht bezahlten, aufstiegsarmen und teilzeitorientierten Berufe. Zwar stieg die Frauenerwerbsquote in den vergangenen Jahren auf zwei Drittel an, doch hat sich nicht gleichzeitig das Erwerbsvolumen in Vollzeitäquivalenten erhöht. Das heißt, dass sich immer mehr Frauen das gleiche Arbeitsvolumen teilen. Je geringer Frauen qualifiziert sind, desto öfter arbeiten sie in Teilzeit. Je länger sie (für Familienphasen) aus der Erwerbstätigkeit aussteigen, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie anschließend einen Minijob haben.

Gleiche Sorgearbeit

Selbst wenn beide PartnerInnen in einer heterosexuellen Beziehung voll

berufstätig sind, investieren Frauen im Durchschnitt eine Stunde pro Tag mehr in unbezahlte Arbeit, also Hausarbeit, Kinderbetreuung, Pflege und ehrenamtliches Engagement. Auf der Männerseite ist eine größere Bereitschaft festzustellen, sich auch im reproduktiven Lebensbereich stärker zu engagieren, diese Entwürfe sind aber bislang in der Realität von Paaren nur bedingt angekommen.

Weiblichkeitsbilder

Weibliche Werte im Sinne einer stärkeren Orientierung von Mädchen auf diese Werte sind soziales Engagement, Hilfsbereitschaft, Emotionalität und Religiosität. Für männliche Befragte stehen Geldverdienst, Macht und Einfluss dagegen weit vorn. Jungen setzen der weiblichen Werteorientierung ein zunehmend konkurrenz- und wettstreitorientiertes Konzept entgegen. Gutes Aussehen und Markenkleidung sowie Karriere sind für Mädchen und Jungen gleichermaßen wichtig geworden, Technik bleibt Jungensache.

Mädchen lehnen die traditionelle Hausfrauenrolle immer stärker ab und streben nach einer Vereinbarkeit beruflicher und privater Verwirklichung, während junge Männer sich



weiterhin mehrheitlich in der traditionellen Ernährerrolle sehen und die Frau als Hausfrau und Mutter. Es kann zu erheblichen Schwierigkeiten führen, wenn junge Frauen einen gleichberechtigten Partner auch in Familienfragen erwarten, junge Männer sich durch die Forderungen nach einem „neuen Mann“, die so gar nicht zu den eigenen Vorstellungen passen wollen, aber oftmals überfordert fühlen.

Frauenemanzipation

Für Mädchen und Frauen, Jungen und Männer ist es heute sehr viel schwieriger als in vergangenen Jahrzehnten zu erkennen, worin die geschlechtliche Benachteiligung eigentlich noch besteht. Gleiche Bildung, gleiche Arbeit, gleicher Lohn, solche Forderungen feministischer Politik finden sich in der neoliberalen Sprechpolitik wieder, ohne allerdings in Handlungspolitik umgesetzt zu werden. Zugleich wird der Feminismus als gestrig und nicht mehr nötig öffentlich diffamiert.

Viele Mädchen werden heute erwachsen, ohne jemals in der Familie, in der Schule oder Hochschule offen wegen ihres Geschlechts benachteiligt worden zu sein. In den meisten Schulfächern sind sie besser als die

Jungen, und es gelingt auch der Berufseinstieg. Dann aber stellt sich heraus, dass in der Konkurrenz am Arbeitsplatz Männer deutlich bevorzugt werden, dass in der Partnerschaft die Frau wegen der Familie ihre Erwerbsarbeit reduziert, weil sie ein geringeres Einkommen hat, und notwendige Bedingungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf seitens der Politik konsequent nicht geschaffen werden.

Im Museum der Arbeit

Wenn nun also die inhaltliche Relevanz und Aktualität des Themas „Arbeit und Geschlecht“ so deutlich benannt werden kann, warum hat es dann eigentlich gerade dieses Thema immer noch und immer wieder so schwer? Warum wollen und können nicht alle anerkennen, dass es ein zentrales Thema ist für das Verstehen unserer Arbeitsgesellschaft in Geschichte und Gegenwart?

Zum einen konnte der in der Mediengesellschaft insgesamt erfolgreiche antifeministische Backlash (Rückschlag) der vergangenen zwei Jahrzehnte auch am Museum der Arbeit nicht spurlos vorübergehen. Von Bedeutung ist aber auch, dass die Geschlechterfrage nicht ein Thema wie

jedes andere ist, das einfach politisch oder wissenschaftlich sachlich zu behandeln ist. Das Verhältnis der Geschlechter und der Stand der Frauenemanzipation ist nicht irgendeine nüchterne Sachfrage, sondern stets verbunden mit eigenen emotionalen Verstrickungen, sei es bewusst oder unbewusst. Jede und jeder hat eine grundsätzliche Haltung zum Thema und fühlt sich in ihren bzw. seinen ganz individuellen Lebensentwürfen direkt betroffen.

Viele glauben, weil sie selbst Frauen oder Männer sind und eine Meinung zu den Dingen haben, seien sie auch fachlich-wissenschaftlich kompetent. Sie nehmen nicht wahr oder erkennen nicht an, dass es innerhalb und außerhalb der Hochschulen seit mehreren Jahrzehnten interdisziplinäre Forschungsrichtungen wie die Gender und Queer Studies oder den Ansatz der Intersektionalität in der Geschlechter- und Frauenforschung gibt, und das alles auch in den Geschichtswissenschaften.

Das Wissen derjenigen, die SpezialistInnen auf diesem Gebiet sind, geht weit über das hinaus, was wir unser Alltagswissen nennen und was wir aus den populären Medien erfahren.

„Mir fehlen Informationen über alltägliche Berufe von Frauen, z. B. Kochen, Schneidern, Nähen. Mehr Informationen über die Frau.

Lina-Marie, 11 Jahre ☺“ (aus dem BesucherInnenbuch des Museums der Arbeit)



Wenn wir es ernst meinen mit dem Thema „Arbeit und Geschlecht“, brauchen wir im Museum der Arbeit wieder eine hierin kompetente WissenschaftlerIn, wie es Elisabeth von Dücker gewesen ist. Denn es reicht inhaltlich nicht aus, z. B. ein Thema für eine Ausstellung oder Publikation zunächst so zu erarbeiten, als sei es geschlechtsneutral, und wenn die Arbeit im Wesentlichen abgeschlossen ist, noch einmal kurz zu schauen, ob noch etwas Spezifisches zur Geschlechterfrage anzufügen sei.

Und weil das Thema nicht selten auf Widerstand, Unbehagen oder Gleichgültigkeit trifft, ist es nicht sexy. Wer sich trotzdem aus eigener Motivation und in vollem Bewusstsein der Bedingungen auf das Thema „Frauen und Männer“ einlässt, ist genau das, was wir brauchen – um diesbezüglich mal wieder etwas aufgemischt zu werden und zu einer neuen Kontinuität zu kommen im Museum der Arbeit.

Müssten denn nicht wenigstens die Frauen, die sich beruflich etabliert haben, die Bedeutung der Geschlechterfrage im Arbeitsleben erkennen und engagiert vertreten? Viele leider nicht. Denn auch wir möchten – genauso selbstverständlich wie es Män-

ner tun – daran glauben, dass es allein unsere individuelle Qualifikation und unser Können sind, die uns soweit gebracht haben. Wir möchten nicht daran erinnert werden, dass wir rund um den Öffentlichen Dienst ungleich bessere Chancen auf Gleichbehandlung haben als in anderen Branchen.

Und wir möchten auch nicht daran denken, dass es einzelne weibliche wie männliche Entscheidungsträger waren, die unsere Kompetenzen geschätzt, uns ermutigt und gefördert haben. Und dass uns in einem anderen Betrieb jeder nur halb so qualifizierte männliche Kollege vorgezogen worden wäre – selbstverständlich unter Vorwänden, die juristisch nicht angreifbar gewesen wären.

Es wäre so viel schöner für uns alle, wenn wir uns nicht damit auseinandersetzen müssten, ob wir innerhalb eines Systems der geschlechtlichen und ethnischen Diskriminierung zu den Opfern oder zu den TäterInnen, zu den Benachteiligten oder den ProfiteurInnen gehören. Wenn wir glauben könnten, das sei heute alles nicht mehr so schlimm und von einigen Schönheitsfehlern abgesehen, sei das meiste schon erreicht. Das möchten wir alle gern, aber die Verhältnisse sind nicht so.

Als im vergangenen Jahr die Abteilung „Frauen und Männer. Arbeits- und Bilderwelten“ im 2. Stock des Museums der Arbeit bereits abgebaut war, und dort statt dessen eine Sonderausstellung anderen Themas zu sehen war, fanden wir in unserem BesucherInnenbuch diese Zeilen:

„Die 1. beiden Stöcke waren sehr interessant und aufschlussreich. Mir fehlen Informationen über alltägliche Berufe von Frauen, z. B. Kochen, Schneidern, Nähen. Mehr Informationen über die Frau. Lina-Marie, 11 Jahre ☺“.

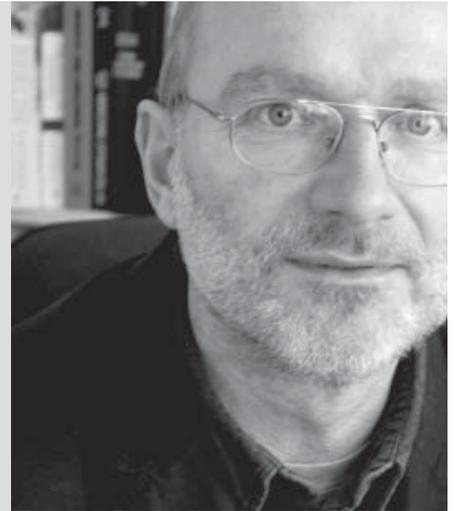
Lina-Marie will was von uns, und sie hat Recht damit. Nehmen wir unsere Verantwortung ihr und ihren FreundInnen gegenüber also wahr, die diesen konkreten Anknüpfungspunkt für sich in unseren ständigen Ausstellungen brauchen. Die für dieses Jahr geplante Veranstaltungsreihe zum Themenbereich „Prekarisierung und bedingungsloses Grundeinkommen“, die insbesondere Frauen in den Fokus nimmt, ist nach langer Pause ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung. Das Gesamtprojekt, das vor uns liegt, ist aber noch viel größer.

Astrid Schulte-Zweckel
(Zeichnungen: Birgit Kiupel)

Zwangsarbeit im Nationalsozialismus

in der Konzeption der zukünftigen Dauerausstellung des Museums der Arbeit

Dr. Reimer Möller
Seit 2006 Archivar der
KZ-Gedenkstätte Neuengamme



Das Museum der Arbeit, seit seiner Gründung dem Anspruch, ein „demokratisches Museum“ zu sein, und einer Betrachtung der „Geschichte von unten“ verpflichtet, hat alle Veranlassung, das Thema „Zwangsarbeit im Nationalsozialismus 1942-1945“ in seiner Dauerausstellung zu behandeln. Hintergrundinformationen zum Einsatz ausländischer Arbeitskräfte im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und während der NS-Herrschaft bis 1942 liefern Mark Spoerers Werk von 2001 über „Zwangsarbeiter unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939-1945“ sowie Ulrich Herberts 1985 erschienene grundlegende Studie „Fremdarbeiter. Politik und Praxis des ‚Ausländer-Einsatzes‘ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches“.

Das Jahr 1942 bietet sich als Periodisierungseinschnitt an, weil sich hier die kurz zuvor getroffenen radikalierenden Entscheidungen der NS-Führung auswirkten. Die Zahl zwangsrekrutierter Arbeitskräfte stieg enorm an. Die „Blitzkriegsstrategie“ war gescheitert und die Wehrmacht erreichte mit 6,6 Millionen Mann ihren höchsten personellen Umfang. Die Wehr-

pflichtigen fehlten an ihren zivilen Arbeitsplätzen und gerade in jener Situation kam es auf höchste Leistungsfähigkeit der (Kriegs-)Wirtschaft an.

Als Lernziele einer musealen Darstellung der Geschichte der NS-Zwangsarbeit in Hamburg kommen folgende Punkte in Betracht:

- Der Einsatz von Zwangsarbeitskräften war ein gesellschaftliches Massenphänomen sowohl auf Reichsebene als auch in Hamburg. Die Gesamtzahl der vor allem ab 1942 in der Hansestadt eingesetzten ausländischen Arbeitskräfte lag bei 500.000. In der NS-Zeit lebten in Hamburg mehr Ausländer als heute.

- Die Zwangsarbeiter/innen haben den öffentlichen Raum in Hamburg geprägt. Es gab im Hamburger Stadtgebiet 1.500 Zwangsarbeiterlager – besonders verdichtet eingerichtet in der Innenstadt beim Hauptbahnhof, in Bergedorf und in Harburg.

- Die NS-Führung hat die Zwangsarbeitskräfte – abgestuft nach ihrer Stellung in der rassistischen Völkerrassenhierarchie – radikal diskriminierenden Vorschriften der Lebensführung unterworfen. Sie wies ihnen eine dermaßen nachteilige rechtliche Stellung zu, dass die englischsprachige Ge-

sellschaftswissenschaft von „slavelabour“ (Sklavenarbeit) spricht.

- Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen erhielten zwar Löhne; denen standen aber so hohe Zwangsabgaben gegenüber, dass per Saldo nichts davon übrig blieb.

Über die brutalste Institution verfügte die Hamburger Gestapo mit dem sog. Arbeitserziehungslager Wilhelmsburg

- Arbeiterfolg wurde nicht durch Anreize herbeigeführt, sondern durch Zwang. Dass die Zwangsarbeitskräfte trotz Diskriminierung und persönlicher Nachteile gefügig blieben, gewährleistete disziplinierender Terror. Über die brutalste Institution verfügte die Hamburger Gestapo mit dem sog. Arbeitserziehungslager Wilhelmsburg. Die von ihr veranlassten Erhängungen und Erschießungen von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen auf dem Poppenbüttler Markt, dem Gelände des AK St. Georg, in den Bobergen und in den Windsbergen waren Höhepunkte dieses Terrors.



Elena Wassilijewa Chizhnjak mit ihrer Streckenkolonne zwischen Tiefstack und Hauptbahnhof (4. v. l.). Lager Mittlerer Landweg, Bahnmeisterei Billwärder



Fenija Ignatiewna Sachackaja vor dem Zwangsarbeiterlager Langer Morgen, Wilhelmsburg (mit Bordellbaracke)



Darauf, dass die Gestapo noch ein weiteres extremes Repressionsmittel hatte, die Einweisung in Konzentrationslager, sollte nur hingewiesen werden. Das ist sinnvoll, um Doppelungen mit den historischen Dauerausstellungen der KZ-Gedenkstätte Neuengamme zu vermeiden. Im Vordergrund des hier präsentierten Ausstellungsteils des Museums der Arbeit stehen die Auswirkungen der bösartigen Ideologie der NS-Führung auf die ausländischen Deportierten, überwiegend Polen und Sowjetbürger. Deren Schicksal in einem Hamburger Museum zu thematisieren, ist auch mit Blick auf die großen Gruppen seit den 1980er Jahren hier ansässig gewordener Migrantinnen und Migranten angebracht.

Dass die NS-Zwangsarbeits-Thematik in der hier vorgeschlagenen Fokussierung nicht schon 1997 in die erste Dauerausstellung des Museums der Arbeit Eingang gefunden hat, lag wohl am schwierigen Forschungsstand. Schließlich ist die für Hamburg maßgebliche Untersuchung, Friederike Littmanns Dissertation „Ausländische Zwangsarbeiter in der Hamburger Kriegswirtschaft 1939-1945“, erst 2006 erschienen. Zwei Jahre zuvor hatte Tobias Frank auf der Grundlage seiner Ex-

amensarbeit in einer Veröffentlichung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme „Das Arbeitserziehungslager Wilhelmsburg als Beitrag zum nationalsozialistischen Lagersystem“ vorgestellt. Die Thematik ist museal nicht leicht umsetzbar, weil sie sich kaum über Exponate, allenfalls über „Flachware“ und Texterläuterungen vermitteln lässt.

Die Materiallage bei den Illustrationsvorlagen verbesserte sich erst durch die Bemühungen von Katharina Hertz-Eichenrode. Als Bedienstete des „Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme“ hat sie mehr als zehn Jahre lang das „Zwangsarbeiter-Besuchsprogramm“ des Hamburger Senats durchgeführt. Sie begleitete hunderte ehemaliger Zwangsarbeiter/innen bei ihren Besuchen in Hamburg und hielt danach brieflichen Kontakt zu ihnen. Sie hat 174 auf Video aufgezeichnete lebensgeschichtliche Interviews geführt und von vielen ihrer Gäste Fotos, Briefe und andere Dokumente als Geschenk bekommen.

Dieser Fundus hat die 2005 im Hamburger Rathaus eröffnete Ausstellung „In Hamburg haben wir unsere Jugend gelassen – Zwangsarbeit in Hamburg 1940-1945“ ermöglicht. Außerdem dokumentiert die in jahrelan-

ger Quellenarbeit von Friederike Littmann und Thomas Käpernick erstellte und erstmals für diese Ausstellung zugängliche Datenbank alle in Hamburg nachweisbaren Zwangsarbeiterlager, Angaben zu Zahl und Nationalität der Insassinnen und Insassen sowie zu ihren Einsatzstellen und „Arbeitgebern“. Dieser erste Umsetzungsversuch, an dem Katharina Hertz-Eichenrode, Jürgen Bönig vom Museum der Arbeit und der Unterzeichnende beteiligt waren, kann anregend sein für die weitere Arbeit, zumal die Ausstellungstafeln als Kopien im pdf-Format vorliegen. Die Zwangsarbeiter-Lagerkarte ist auf der Homepage der Landeszentrale für politische Bildung verfügbar (<http://www.zwangsarbeit-in-hamburg.de>).

Der von Katharina Hertz-Eichenrode umfassend dokumentierte Sammlungsbestand von gefilmten lebensgeschichtlichen Interviews ist inzwischen ins Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme gelangt, wird dort digitalisiert und katalogisiert. Das gründlich aufgearbeitete Material steht dann auch dem Museum der Arbeit zur Neugestaltung seiner Dauerausstellung zur Verfügung.

Reimer Möller

Museum der Arbeit morgen



Das Torhaus
nach der Sanierung
(Grafik, 2009)

Bei der Gründung des Museums der Arbeit in den 1980er Jahren haben viele Menschen mitgewirkt, und die Erwartungen an das zunächst als „Arbeitermuseum“ geplante Haus waren hoch. Ehrenamtlich und hauptamtlich Tätige haben ihre Spuren hinterlassen, jeder hat seine und jede hat ihre speziellen und individuellen Vorstellungen davon, was ein „Museum der Arbeit“ schwerpunktmäßig sein soll und kann. MitarbeiterInnen, MuseumsdirektorInnen und Freundeskreismitglieder haben Ideen, wie es weitergehen könnte und sollte.

Die einen möchten das Museum vom Standort Barmbek weg in ein noch zu bauendes großes Hafensemuseum verlegen. Andere möchten ganze Geschosse mit einem spezifischen Zugang füllen, zum Beispiel der Geschlechter- oder Migrationsthematik. Wieder andere wünschen sich, dass wir mehr Technikmuseum wären oder ein Science-Center. Und schließlich ist da noch die Ausgangsfrage des Museums – die Entwicklung der Arbeits- und Produktionsbedingungen, die Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung seit der Industrialisierung aus sozialhistorischer Perspektive, ausgehend vom Hamburger Raum.

Wo finden wir bei diesen sehr disparaten Anforderungen einen Konsens, mit dem in der Zukunft alle Beteiligten gut leben können? Und nehmen wir dabei auch noch die eigentlichen Hauptpersonen des Museums der Arbeit wahr, unsere BesucherInnen, deren Zusammensetzung und Ansprüche sich in den letzten 20 Jahren stark verändert haben und die vielleicht anderes von uns erwarten als zur Gründungszeit? Was können wir als Museum mit stark reduzierten wissenschaftlichen Kapazitäten und nicht ausreichender finanzieller Ausstattung leisten? Was möchten wir unseren jüngeren BesucherInnen mit auf den Weg geben, die zur Generation der „digital natives“ zählen und ganz andere Seh-, Lese- und Lerngewohnheiten haben?

Darüber hinaus muss ein Museum der Arbeit im Kontext aller Hamburger Museen gesehen werden, und auch die Entwicklung seiner Außenstellen Hafensemuseum und Speicherstadtmuseum spielt dabei eine wichtige Rolle.

Bei einer Neukonzeption der Dauerausstellung müssen wir zudem auch die erheblichen weltweiten politischen, wirtschaftlichen und gesell-

schaftlichen Veränderungen der letzten 20 Jahre mit berücksichtigen, die ich hier nur in einigen Stichworten anreißen kann: die Globalisierung; Deutschland als Einwanderungsland; veränderte und unsichere Beschäftigungsverhältnisse; die bislang vergeblichen Gleichstellungsbemühungen von Frauen im Arbeitsleben; die Veränderung der Industriegesellschaft zur Dienstleistungs- und nun zur Kommunikationsgesellschaft; die rasante Entwicklung im Bereich der Informationsmedien.

Bei einer Neukonzeption der Dauerausstellung müssen wir auch die erheblichen weltweiten politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen der letzten 20 Jahre mit berücksichtigen

Das Museum der Arbeit, das in Barmbek mit seiner spezifischen auf die Industriegeschichte bezogenen Thematik auf einem denkmalgeschützten Fabrikgelände angesiedelt ist, hat die



Das Torhaus auf dem Gelände
des Museums der Arbeit
(Foto, 2012)

Aufgabe eines überregionalen Spezialmuseums inne. Es präsentiert die Industrialisierung Hamburgs beispielhaft und macht anhand dieser lokalen Erzählung übergreifende Prinzipien der Veränderung der Arbeitswelt greifbar, die über verschiedene Veranstaltungsformate an Gegenwarts- und Zukunftsfragen angebunden werden.

Besondere Stärken des Museums sind – neben der Ansiedlung an einem authentischen Ort der Industriegeschichte – der Vorführiebetrieb von historischer Technik in Funktion sowie die vielen Objekten zugrunde liegenden Biografien, die bei uns dokumentiert werden und in Ausstellungen eine wichtige Rolle spielen. Die Profilierung dieser Stärken sollte der anstehenden Überarbeitung zugrunde gelegt werden.

So wäre zunächst eine einführende Darstellung der Entwicklung der Industrie und Wirtschaft in Hamburg in den letzten 150 Jahren grundlegend. Um die nachindustrielle Gesellschaft ebenfalls im Blick zu haben, muss der Einführung in die Industriegeschichte eine Definition des dem Museum zugrunde liegenden weit gefassten Arbeitsbegriffs folgen. Eine Konzentration auf einige wenige Be-

reiche der Hamburger Arbeitswelt und die Auswirkungen der Industrialisierung und Technisierung auf die Lebensverhältnisse der Menschen sollte durch biografische Erzählungen hervorgehoben werden. Der Vorführiebetrieb mithilfe von Maschinen und technischen Geräten aus unserer Sammlung könnte erweitert werden.

Auch der Standort des Museums sollte deutlicher vermittelt werden. Vielen BesucherInnen ist nicht klar, dass sie sich in den Räumen einer ehemaligen Fabrik befinden. Hier könnte neben der Geschichte der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie auch die räumliche Darstellung des gesamten Areals sowie des alten Systems „Fabrik“ erklärt werden.

Zu den Stärken des Museums der Arbeit gehört vor allem das Grafische Gewerbe mit seiner großen Zahl an ehrenamtlich Engagierten und dem professionellen Vorführiebetrieb. Daher ist geplant, das Torhaus als letztes nicht saniertes Gebäude auf dem Hof zu einem „Druckhaus“ weiter zu entwickeln. In Abstimmung mit dem Denkmalschutz soll das Torhaus aufgestockt werden. Das Grafische Gewerbe würde komplett hierher verlegt.

Während die Dauerausstellung einen starken lokalen und regionalen Bezug hat, sollten die Sonderausstellungen auch weit über Hamburg hinausweisen. Gender- und Migrationsfragen sind dabei wie ein Generalbass mitzudenken und sichtbar zu machen. Flexible Veranstaltungsformate greifen bereits jetzt aktuelle Aspekte des veränderten Arbeitsmarktes oder der Globalisierung auf. Vorstellbar ist auch ein „Forum Wirtschaft“, in dem das Museum gemeinsam mit Unternehmen z. B. neue technische Entwicklungen vorstellt oder arbeitsorganisatorische Trends darstellt.

Auf dem mir zur Verfügung stehenden Platz konnte ich hier nur einige Aspekte anreißen und ich freue mich auf die kommenden Diskussionen.

Umgesetzt werden kann dies jedoch nur, wenn die Hamburger Politik mutig und beherzt Mittel für die Modernisierung ihrer Museen in die Hand nimmt. Die Möglichkeit dazu wäre jetzt da, denn die so genannte Kulturtaxe ist für solche Zwecke einmal erdacht worden.

Kirsten Baumann
(Direktorin des Museums
der Arbeit; s. a. S. 20)

Industriekultur in Hamburg

Prof. Dr. Lisa Kosok
Historikerin;
seit 2008 Direktorin des Museums
für Hamburgische Geschichte;
vor 2008 Direktorin des
Museums der Arbeit;
davor wissenschaftl. Mitarbeiterin am
Lehrstuhl für Neuere Geschichte der
Ruhr-Uni Bochum sowie am
Ruhrlandmuseum Essen



Die Dauerausstellung des Museums der Arbeit beginnt mit einer Ausstellungseinheit, die den Titel „Alltag im Industriezeitalter. Dinge und Dokumente“ trägt. Sie ist der Ausstellung gewordene Versuch, den Begriff Industriekultur für das Museum zu übersetzen. Anhand von Schlüsselobjekten sollen die Alltagsphänomene industrieller Gesellschaften veranschaulicht und somit erklärt werden, was Industriekultur ist.

Da gibt es das aus Mecklenburg mitgebrachte *Leinentuch*, das für die zugewanderte ländliche Bevölkerung und für Mobilität und Migration steht. Der *Henkelmann*, mit dem das Essen an die Werkstore gebracht wurde, macht plastisch, dass mit der Industrialisierung die Trennung von Wohnen und Arbeiten einherging. Die Einrichtungen des täglichen Lebens und des Arbeitens, die in der Landwirtschaft und im Handwerk lange unter einem Dach stattfanden, waren in den Industriestädten aufgehoben und räumlich oft weit voneinander entfernt. Die *Theaterkarte* erklärt, dass sich die städtischen Vergnügungsangebote an einem modernen Rhythmus von Arbeitszeit und Freizeit orientieren und nicht mehr von einem kirchlichen

Feierkanon vorgegeben sind. Das *Spuckfläschchen* steht für neue Krankheiten in städtischen Armutsquartieren, wobei die wenig ausgebauten sozialen Sicherungs- und Versorgungssysteme gerade die arbeitende Bevölkerung und Frauen massiv benachteiligten. Die *Stechuhr*, die *Seifenpendelpresse* und die *Arbeitsordnung* verdeutlichen, dass rationale Arbeitsorganisationen zeitliche, körperliche und mentale Disziplin erfordern, ohne deren Verinnerlichung und Akzeptanz industrielle Arbeit nicht funktionieren würde.

Der *Streikausweis* hingegen ist ein Dokument für eine neue, organisierte Form der Interessensartikulation und -vertretung. Er stellt gewissermaßen einen Gegenentwurf zu den Zumutungen der Fabrikverfassung dar und verkörpert die Idee von einem gerechten Lohn und einer sozialen Betriebsverfassung. Der *weiße Kragen* versinnbildlicht die neue soziale Gruppe der Angestelltenschaft, die ebenfalls ein Ergebnis der Industrialisierung ist und die gerade in Hamburg bereits früh ausgebildet war. Das *Sticktuch* repräsentiert ein tradiertes weibliches Rollenverständnis, aber ebenso industrielles Arbeitsethos – „Mit Fleiß und

Kraft man Vieles schafft“ –, Arbeitstugenden, die durch Schule, Kirche, Fabrikwesen und Staat gepriesen und gefördert wurden.

Lampenfassung, *Fotoapparat* und *Telefon* stehen stellvertretend für Elektrifizierung und Veränderung von Kommunikationsformen und -medien, die unseren Alltag, unsere Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen maßgeblich beeinflussten und modifizierten.

Die harten und weichen Faktoren industrieller Gesellschaften prägen ihre Akteure, die wiederum umgekehrt Einfluss nehmen auf deren Gestalt

Begreift man die mit Bedeutung aufgeladenen Objekte als pars pro toto für die Phänomene industrieller Gesellschaften, so entsteht ein Begriff von Industriekultur, der eine umfassende Kulturgeschichte des Industriezeitalters meint. Die Sozialgeschichte der Arbeit und Technik, Migrations- und



Essenträger
(umgangssprachlich:
Henkelmann)
vor 1900



Taschen-
Spuckfläschchen
(Dettweiler-Fläschchen)
um 1910

Wanderungsbewegungen, Wohn- und Lebensverhältnisse, Herrschaftsstrukturen, Rollenzuweisungen, Interessenskonflikte und Interessensorganisation gehören ebenso dazu wie die Werte und Tugenden der industriellen Arbeitsgesellschaft, ihre neuen Wahrnehmungs- und Kommunikationsformen oder die radikale bis rücksichtslose Veränderung des geografischen Raumes – von Stadt und Land. Die harten und weichen Faktoren industrieller Gesellschaften prägen ihre Akteure, die wiederum umgekehrt Einfluss nehmen auf deren Gestalt – so die These. Diesen materiellen wie immateriellen Verhandlungsprozess darzustellen, ist das Museum der Arbeit 1997 angetreten.

Heute, fünfzehn Jahre nach Museumseröffnung, sind die Ausstellungen praxiserprobt und in die Jahre gekommen. Eine kritische Überprüfung, ggf. ihre Justierung ist im Gange. Schaut man sich um und sucht nach Vorbildern, dann ist zu beobachten, dass vielerorts der Abschied von der industriekulturellen Erzählung im umfassenden Sinn stattfindet – Museen stärken die regionalen Besonderheiten oder die Spezialthemen. Als integrative Natur- und Kulturgeschichte des

Ruhrgebiets beschreibt sich das Ruhr Museum in Essen, das sich an einem neuen Standort mit einem neuen Namen (früher Ruhrlandmuseum) komplett erneuert hat. „Alltag, eine Gebrauchsanweisung“ heißt die mittlerweile nicht mehr ganz neue Dauer Ausstellung des Technikmuseums in Wien, die in ungewohnter Frische und Radikalität die Auswirkungen technischer Neuerungen (vom Buchdruck bis zum Backofen, von der Prothese bis zum Kartoffelschäler) auf unsere Alltagspraxis dekliniert. Oder das Riverside Museum in Glasgow – es versucht eine Symbiose von Verkehrs- und Hafengeschichte, indem es das alte Museum of Transport (das Verkehrsmuseum) vereint mit einem neuen Hafensemuseum, das mit einem gewagten Neubau auf einem früheren Werftgelände entstanden ist. So viel Mut (und bisweilen Witz) würde ich mir auch von einem Museum der Arbeit wünschen.

Um sich nicht zu verlieren in angestrengt ganzheitlichen, sehr abstrakten Ansprüchen, die es aus vielerlei Gründen nicht einlösen kann, sollte sich das Museum stärker als bisher darauf konzentrieren, die spezifische (industriekulturelle) Hamburger Er-

zählung für die Geschichte von Arbeit und Technik im Industriezeitalter zu präsentieren.

Hamburg hat sich nie als Industriestadt verstanden

Das Selbstverständnis als Hafen- und Handelsstadt hat diese Tatsache immer überlagert

Hamburg hat sich nie als Industriestadt verstanden, obwohl die Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die späten 1970er Jahre einer der größten deutschen Industriestandorte war. Das Selbstverständnis als Hafen- und Handelsstadt hat diese Tatsache immer überlagert, bis in die Namensgebung der Institution, in der die wirtschaftlichen Interessen Hamburgs vertreten und organisiert sind – die Handelskammer. (Bis auf die Zeit von 1935 bis 1945 hieß sie nie Industrie- und Handelskammer.) Das mag daran liegen, dass namhafte Industrien in den erst spät eingemeindeten, ehemals selbständigen Städten Harburg, Altona und Wandsbek gelegen sind. Sieht man einmal von den Werften



Buchführung am
Röstofen.
Norddeutsche
Affinerie,
Hamburg 1964



Seifenproduktion
bei Beiersdorf.
Hamburg 1950er Jahre

ab, deren Niedergang in den späten 1970er Jahren abgeschlossen war, war und ist die Hamburger Industrie eine mittelständisch geprägte und sehr heterogene. Als Motor der Industrialisierung wirkte der Hafen, weil eingeführte Rohstoffe und Handelsgüter sich zu einer spezifischen „Kaufmannsindustrie“ entwickelten. Kautschuk, Kakao und Tabak verarbeitende Industrien inklusive der entsprechenden Fertigungsmaschinen (Hauni, Hamburg-Freudenberger) gehören zu diesem Zweig der Hamburger Industrieunternehmen. Hamburg war mit Blohm und Voss, der Deutschen Werft, den Howaldtswerken, der Stülcken Werft, um die größten zu nennen, Deutschlands wichtigster Werftstandort. Heute gibt es in Hamburg nur noch eine Werft, die Schiffe baut. Dennoch ist Hamburg seiner Tradition in der Fahrzeugindustrie treu geblieben. Auto-, Bus- und vor allem der Flugzeugbau entwickelten sich im „nachwerftlichen“ Zeitalter zu den bedeutendsten industriellen Arbeitgebern in Hamburg. Ansonsten sind die produzierenden Gewerbe eine auf den Bedarf einer großstädtischen Bevölkerung bezogene, im weitesten Sinne Lebens-Mittel-Industrie. Industrien, die

Güter des täglichen Bedarfs herstellen, wie zum Beispiel die Fischindustrie, Brauereien, chemische Unternehmen (Nivea) oder Luxusindustrien (Montblanc) sind hierzu zu zählen. Der größte Arbeitgeber in Hamburg ist mittlerweile der Staat.

Trotz starker Arbeiterbewegung, eines mächtigen Industrieverbands und eines Museums der Arbeit, ist es bis heute nicht gelungen, die Industrie zum Bestandteil der „Marke Hamburg“ zu machen. Auch das Museum der Arbeit hat es nicht geschafft, das Hamburg Image neu zu kodieren, will man den Vorgang in der Sprache des Marketings ausdrücken. Simon Gunn, der Direktor des Centre for Urban History in Leicester, unterscheidet drei Stadttypologien: „court cities“ (Residenzstädte), „commerce cities“ (Handelsstädte), „coal cities“ (Industriestädte). Die Zuordnung Hamburgs ist klar: Hamburg gehört zum Typus der „commerce cities“. Handel und damit verbunden der Hafen sind akzeptierte Träger des Hamburg Images und einer unerschütterlichen, weil kulturell tradierten Hamburger Identität.

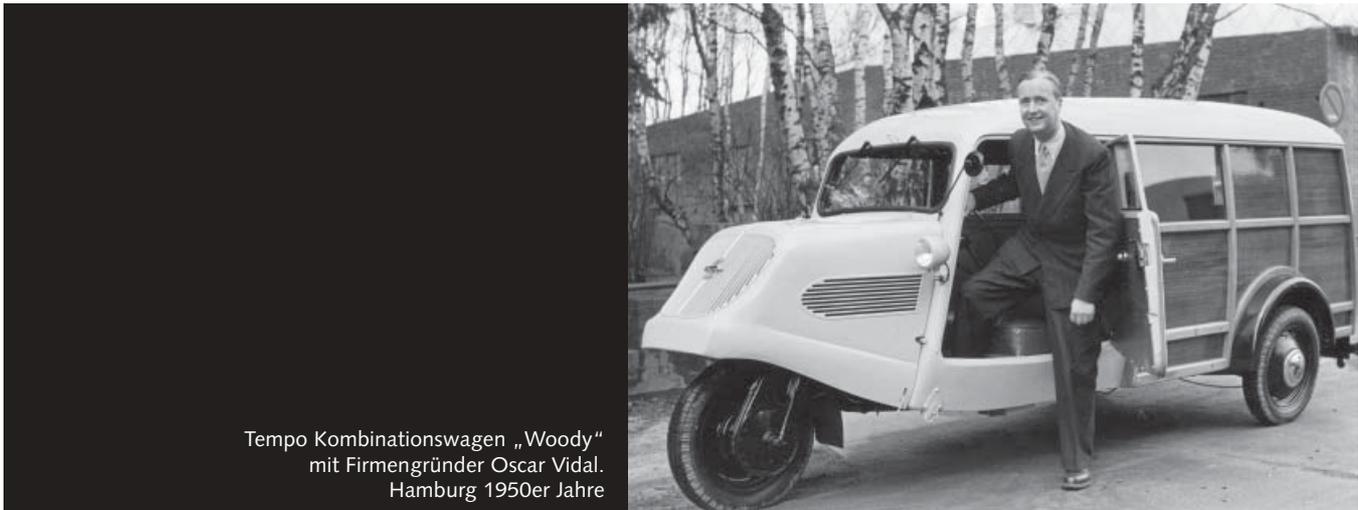
Abgesehen von diesem gepflegten Selbstverständnis der Stadt, das suggeriert, in Hamburg fände man heute

noch See- und Kaufleute zuhauf, ist Hamburg „in Wahrheit“ schon lange eine Stadt der Angestellten, der Lehrer und der Ingenieure. Außer in den städtischen Administrationen sind die Angestellten in den Verwaltungen großer Unternehmen zu finden, die hier ihren Sitz haben, z. B. Unilever oder Esso, aber auch in der Medienbranche mit ihren zahlreichen in Hamburg ansässigen Verlagen.

Hamburg ist „in Wahrheit“ schon lange eine Stadt der Angestellten, der Lehrer und der Ingenieure

Bildung, Wissenschaft und Kultur beherbergen die Lehrer. Die produzierenden Gewerbe und der Hafen hingegen beheimaten vielfach hochspezialisiertes technisches Fachpersonal, im weitesten Sinne Ingenieure.

(Die vielfach beschworene „kreative Klasse“ findet sich qua Definition in allen Branchen, ist aber in Hamburg mittlerweile auch staatlich subventioniert.)



Tempo Kombinationswagen „Woody“
mit Firmengründer Oscar Vidal.
Hamburg 1950er Jahre

Was heißt das nun für eine Hamburger Museumslandschaft? Ein Museum der Arbeit in Hamburg, so meine Überzeugung, kann nur dann erfolgreich sein, wenn seine Ausstellungen an diese Befunde anknüpfen und weniger theorie- als adressatenorientiert werden. Es sollte der Tatsache Rechnung tragen, dass die Industriegeschichte Hamburgs in ihrer Spezifik nicht ohne den Hafen und den Handel beschrieben werden kann. Dieser „Motor“ der Industrie kann am Standort Barmbek kaum sichtbar gemacht werden und ist allenfalls „symbolisch“ anwesend. Eine räumliche Verknüpfung der Industrie- mit der Hafen- und Werftengeschichte erscheint mir viel plausibler und auch anschaulicher. Meines Erachtens gehört die Industriegeschichte Hamburgs in den Hafen und nicht nach Barmbek. Unabhängig davon – dies ist in der Tat eine andere Debatte – bliebe mein Wunsch danach, in einem Museum der Arbeit die Phänomene der Industriegesellschaft sichtbar zu machen, die mit dem „Faktor Arbeit“ zu tun haben. Die in der Stadt vertretenen Wirtschaftszweige und die dort arbeitenden Frauen und Männer liefern dazu den Stoff. Und das sind nun mal die

Hafen-, Verkehrs- und Lebensmittel produzierenden Industrien. Eine stärker verkehrs- und technikgeschichtliche Akzentuierung geht damit nicht zwingend einher, erscheint mir aber angesichts der heutigen Besucherinteressen als sinnvoll. Die Sozialgeschichte der Arbeit – vom Erlernen des industriellen Arbeitens bis zum Abschied von der Industriearbeit unter Beibehaltung des industriellen Arbeitsethos, von der Ausbeutung zur organisierten Interessenvertretung, von der Rationalisierung bis zur Deindustrialisierung – gehört selbstredend zwingend dazu.

Die in Funktion betriebenen Arbeitsplätze bieten eine hohe Anschauungs- und Vermittlungsqualität über das, was Arbeit im Industriezeitalter ausmacht

Hier hat das Museum der Arbeit seine Stärken und ein hohes Maß an Besucherakzeptanz

Die Fertigungsstraße für ein dreirädriges Fahrzeug in der „Tempo-Ausstellung“, die den Produktionsprozess ei-

nes Tempo-Autos nachempfinden ließ, war eine großartige museale Übersetzung für einen solchen sozial- wie technikgeschichtlichen Ansatz. Auch die in Funktion betriebenen Arbeitsplätze bieten eine hohe Anschauungs- und Vermittlungsqualität über das, was Arbeit im Industriezeitalter ausmacht. Hier hat das Museum der Arbeit seine Stärken und ein hohes Maß an Besucherakzeptanz.

Andere Aspekte der Industriekultur – etwa die Auswirkung der Industrialisierung auf Stadtgestalt, städtische Infrastruktur, Architektur und Wohnen können durchaus vom Hamburgmuseum abgedeckt werden. Das spezifische Verhältnis von Mensch und Natur, dessen „industrielle“ Formierung zunächst radikale Ausbeutung und rücksichtslose Verschwendung von Ressourcen bedeutete, wäre ein passendes Thema für ein Altonaer Museum, das seinen Akzent zukünftig auf die Natur- und Kulturgeschichte setzen wird. Solcherart „museale Arbeitsteilung“ würde in der Zusammenschau die für das Industriezeitalter wesentlichen Narrative der Industriekultur abbilden. Der „Rest“ bleibt Stoff für viele schöne Ausstellungen.

Lisa Kosok

Industriegeschichte Hamburgs

Forschungsfelder und Desiderate *

Prof. Dr. Franklin Kopitzsch
Mittlere und Neuere Geschichte,
Politische Wissenschaften,
Literaturwissenschaften;
1998 bis 2003 Professor für Geschichte der
Frühen Neuzeit, Universität Bremen;
seit 2003 Professor für Sozial- und Wirt-
schaftsgeschichte unter besonderer Berück-
sichtigung der norddeutschen Regional-
geschichte, Universität Hamburg



Hamburg war und ist eine bedeutende Industriestadt, dennoch gibt es keine wirtschaftshistorische Arbeit aus neuerer Zeit, die diese Tatsache beschreibt und analysiert. Warum ist es bislang nicht gelungen, eine Wirtschaftsgeschichte, wie sie z. B. jüngst für Elmshorn von Peter Danker-Carstensen veröffentlicht wurde, auch für Hamburg zu erstellen? Eine Antwort darauf könnte in der räumlichen Wirtschaftsstruktur Hamburgs begründet sein: Im Gegensatz zu den kleineren Nachbarstädten weitete sich das Wirtschaftsgebiet Hamburgs immer wieder über die Verwaltungsgrenzen hinaus aus. Hamburg industrialisierte sich von den jeweiligen Stadträndern, von außen nach innen. Diese Feststellung von Jürgen Ellermeyer (1999) basiert darauf, dass die vom Hamburger Kapital initiierte Industrie meist außerhalb der städtischen Grenzen und außerhalb der jeweils geltenden Zollgrenzen angesiedelt wurde. Erst zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert begann Hamburg eine aktive Politik der Industrieansiedlung und der Flächenbereitstellung. Bereits seit der Frühen Neuzeit folgten die Hamburger Kaufherren dem Angebot von Energie und Arbeitskräften in der Umgebung,

so auch in die umliegenden Flecken und Marktstädte, darunter Wandsbek, Elmshorn und Neumünster.

Von Neumünster mit seiner Textil- und Lederindustrie im Norden bis zu den Industrie- und Verkehrsanlagen in den Landkreisen Harburg und Stade; von den Maschinenfabriken in Mölln und Schwarzenbek im Osten bis hin zu den Industrieorten an Oste und Stör erstreckt sich die Hamburger Industrie. Eine Industriegeschichte Hamburgs müsste diesen Veränderungen und Ausweitungen folgen. Nur dann könnte sie den Indikatoren und Kriterien der sogenannten Industriellen Revolution, also Dampfkraft, Textilindustrie, Eisen- und Stahlerzeugung, Maschinenbau, Elektroenergie, Elektro- und Verkehrstechnik, entsprechen – Arbeitskräfte sowie fähige Unternehmer, Kredit und Marktkennntnis gab es in Hamburg selbst. So konstatierte es Conrad Aschenbrenner in seiner 2008 erschienenen Arbeit.

Die Industriegeschichte Hamburgs im Rahmen von nur wenigen Seiten darzustellen, ist nicht möglich, nimmt doch schon eine Bibliographie der Fest- und Denkschriften zur Unternehmensgeschichte aus dem Jahr 1961 fast sechshundert Seiten in An-

spruch. Jürgen Ellermeyer schrieb im Jahr 1999 einen anregenden, die Forschung herausfordernden Beitrag zur Industriegeschichte, in dem er die Branchen und Ortsteile kurz skizzierte, den Forschungsstand beschrieb sowie auf Lücken hinwies. Rolf Wiemer z. B. hatte zuvor in der Heimatchronik Hamburgs in den späten 1950er Jahren eine der wenigen Zusammenfassungen vorgelegt und Hans Mauersberger stellte die Hamburger Industrie 1960 für den Zeitraum bis 1800 im Vergleich zu anderen bedeutenden Städten dar. Statistisches Material wurde seit Beginn der 1950er Jahre von der Industrieabteilung der Handelskammer oder von der Wirtschaftsbehörde veröffentlicht, hat aber meist den Mangel, kaum verfügbar zu sein und bedarf zudem einer kritischen methodischen Überprüfung. Unveröffentlichte Abschlussarbeiten an der Universität Hamburg lassen sich teilweise in den Mitteilungen des „Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte (HAR)“ ermitteln.

Branchenbezogene Veröffentlichungen des letzten Jahrzehnts betrafen insbesondere Werften, Luftfahrtindustrie, Kautschukindustrie, Tabakindustrie, Mineralölindustrie, Chemische



Dr. Klaus Schlottau
Volkswirtschaft, Philosophie, Politologie,
Sozial- und Wirtschaftsgeschichte;
1987-1992 Leitung des Industriemuseums
und Stadtarchivs Neumünster;
seit 2004 wissenschaftl. Mitarbeiter am
Historischen Seminar,
Arbeitsbereich Deutsche Geschichte,
Schwerpunkt Sozial- und
Wirtschaftsgeschichte an der
Universität Hamburg

Industrie, Metallindustrie, Elektroindustrie und Lebensmittelindustrie oder das Verkehrswesen. Bezüglich einer Industriegeschichte der Stadtteile, die bekanntlich in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts große Fortschritte für Harburg, Altona/Ottensen und Bergedorf gemacht hatte, konnten nur für den Hafen neuere Veröffentlichungen erstellt werden. Diese knappe Übersicht neuester Publikationen zeigt auf, dass die Wirtschaftsgeschichte Hamburgs kontinuierlich bearbeitet wird.

Damit die Ergebnisse sichtbar werden, sollte zunächst eine Bibliographie zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, wie Martin Rheinheimer sie für Schleswig-Holstein bearbeitet hat, als Hilfsmittel erstellt werden. Grundlagen dafür sind aus der „Bücherkunde zur hamburgischen Geschichte“ und deren Nachfolger, der „Hamburg-Bibliographie“, im Hinblick auf die heutigen Auffassungen von Industriegeschichte und der Zuordnung von Titeln zum geografischen Wirtschaftsraum Hamburgs zu übernehmen und für den Zeitraum bis zur Gegenwart zu ergänzen. Die Aufnahme der universitären Abschlussarbeiten kann aus den Mitteilungen des „Hamburger

Arbeitskreises für Regionalgeschichte“ geschehen, so dass schließlich noch die Veröffentlichungen der Kammern, Verbände und Behörden aufzunehmen sind. Erst nach dieser Vorarbeit, die der Zusammenarbeit von Universität, Museen, Staatsarchiv, Kammern, Verbänden und der neuen Stiftung Hanseatisches Wirtschaftsarchiv bedarf, lässt sich beurteilen, wie groß die Forschungslücken wirklich sind und mit welchem Aufwand sie geschlossen werden können.

Bis dahin allerdings sollte ein grundlegendes Werk zur Hamburger Industriegeschichte, das bislang nur von wenigen als „Steinbruch“ für einzelne Gewerbe genutzt wurde, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden: Günter Ollenschläger, 1915 in Hamburg geboren, legte an der Kölner Universität im Februar 1940 eine von Bruno Kuske betreute Dissertation vor (Bruno Kuske, 1876-1964, war Mitglied der SPD, kurzfristig im KZ und nach Kriegsende gemeinsam mit Hans Böckler Gründer des wirtschaftswissenschaftlichen Instituts des DGB). Die Ollenschlägersche Doktorarbeit trägt den Titel: „Die Industrialisierung Hamburgs: Eine wirtschaftsgeographische Städtestudie“. Zeittypisch wurde

sie auf Durchschlagpapier vervielfältigt, so dass die seit 1983 in der Hamburgensien-Sammlung der Staats- und Universitätsbibliothek vorhandene Kopie kaum lesbar ist.

Auf den ersten 24 Seiten entfaltet der Autor eine Gesamtübersicht, gefolgt von einer etwa 250 Seiten umfassenden Bestandsaufnahme der Industrie, der sich im vierten Kapitel auf ca. 200 Seiten eine Diskussion der kategorialen Grundlagen der Industrialisierung eines städtischen Wirtschaftsraumes unter Einschluss der benachbarten Gebiete anschließt. Im fünften Kapitel werden die Unternehmer und im sechsten die rechtlichen Standortfaktoren berücksichtigt, so dass er im Fazit Hamburg – im Vergleich zu anderen Städten, aber auch zu den Flächenstaaten – als einen Sonderfall der Industrialisierungsgeschichte charakterisieren kann.

Die Arbeit ist in weiten Teilen frei von zeitgenössischer Ideologie, so dass nur einige Kapitel einer ergänzenden Kommentierung im Hinblick auf die „Raumforschung“ des sonst unverdächtigen Bruno Kuske bedürften.

Franklin Kopitzsch
und Klaus Schlottau



New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie Aktiengesellschaft (NYH)
in Hamburg-Barmbek, 1923

*** Bibliographische Nachweise der im Text (S. 42 u. 43) aufgeführten
Themen, Titel und Autoren:**

Aschenbrenner, Cord: Die industrielle Revolution: Wie Dampf, Stahl und Strom die Welt veränderten. Hamburg 2008.

Ausstellungsgruppe Ottensen – Altonaer Museum: Ottensen. Zur Geschichte eines Stadtteils. 2. Aufl. Hamburg 1983.

Behnke, Gert: Feinmechanik und Optik in Hamburg: Die Firma C. Plath, Fabrik nautischer Instrumente. Diss. Univ. Hamburg 2010. Münster 2011.

Beiersdorf AG (Hg.): Nivea – 100 Jahre Hautpflege fürs Leben. Hamburg 2011.

Bissinger, Manfred (Hg.): Die Geschichte der Markenmacher: 75 Jahre Unilever in Deutschland. Hamburg 2005.

Blohm, Sebastian: 100 Jahre Reemtsma; 100 Jahre deutsche Industriegeschichte, 1910 – 2010. Hamburg 2010.

Cordes, Peter und Kuckartz, Michael: Hamburgs Industrie im Wandel: 100 Jahre Industriekommission der Handelskammer Hamburg. Hamburg 2000.

Dahms, Geerd: Die Stahlrohrfabriken in Bergedorf. 2. Aufl. Hamburg 1994.

Danker-Carstensen, Peter: Industrialisierung in Elmshorn. Rostock 2005.

Dreckmann, Alfred (Hg.): Bergedorfer Industrie in Texten und Bildern. 2 Bände. Hamburg 1992-1993.

Driesen, Oliver: Der Feuermacher: Willy Korf, Stahlrebell aus Leidenschaft. Hamburg 2005.

Ellermeyer, Jürgen, Klaus Richter und Dirk Stegmann (Hg.): Harburg. Von der Burg zur Industriestadt. Beiträge zur Geschichte Harburgs 1288-1938. Hamburg 1988.

Ellermeyer, Jürgen: Zu Hamburgs Industrie. Historische Annäherungen. In: Lisa Kosok, Stefan Rahner (Hg.): Industrie und Fotografie: Sammlungen in Hamburger Unternehmensarchiven; Sonderausstellung des Museums der Arbeit im Rahmen der Triennale der Fotografie, Hamburg 3. Juli bis 12. September 1999.

Ellermeyer, Jürgen: Gib Gummi. Kautschukindustrie und Hamburg. Bremen 2006.

Engels, Marc: Die „Wirtschaftsgemeinschaft des Westlandes“. Bruno Kuske und die wirtschaftswissenschaftliche Westforschung zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. Diss. TH Aachen 2005. Aachen 2007.

Enzel, Kathrin: Zukunft braucht Herkunft – Die Stiftung Hanseatisches Wirtschaftsarchiv und ihre Bestände. In: Archiv und Wirtschaft 42 (2009), S. 66-74.

Griehl, Manfred: Blohm & Voss: Flugzeuge seit 1933. Stuttgart 2011.

Grimm, Meike: 75 Jahre Philips in Deutschland. Hamburg 2001.

Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Archiv (Hg.): Verzeichnis der Fest- und Denkschriften von Unternehmungen und Organisationen der Wirtschaft im Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv. Hamburg 1961.

Kähler, Kai: Zwischen Wirtschaftsförderung und Wirtschaftsbetrieb: Hamburgs öffentlicher Hafbetrieb im Wandel, 1910-1970. Diss. Univ. Bremen 2006. Bremen 2010.

Kaiser, Eva-Maria: Industrie im Hafen Hamburg. Hamburg 2007.

Erst zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert begann Hamburg eine aktive Politik der Industriean siedlung und der Flächenbe reitstellung



Röntgengerätefabrik C.H.F. Müller
in Hamburg-Fuhlsbüttel, 1948

Klinsmann, Luise: Die Industrialisierung Lübecks (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B; 10). Lübeck 1984. Zugleich Diss. Univ. Kiel 1922.

Könke, Günter: Arbeitsbeziehungen in der hamburgischen Metallindustrie 1918-1974. Berlin 2004.

Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim: Nicht nur Pfeffersäcke – Hamburgs wirtschaftliche Entwicklung in der Neuzeit kurzgefasst. In: Archiv und Wirtschaft 43 (2000), S. 171-176.

Mahn, Anne: Propeller des Fortschritts. Die Zeises in Hamburg-Altona. Hamburg 2008.

Mahn, Anne: Vermessenes Altona. Die Firma Dennert & Pape Aristo. Hamburg 2011.

Mauersberger, Hans: Wirtschafts- und Sozialgeschichte zentraleuropäischer Städte in neuerer Zeit: dargestellt an den Beispielen von Basel, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover und München. Göttingen 1960.

Mende, Michael: Nordwestdeutschland. In: Dietrich Ebeling u. a.: Die deutsche Woll- und Baumwollindustrie vom 16. bis 20. Jahrhun-

dert. National overview Germany, German version, Textile conference IISH, 11. – 13. Nov. 2004.

Mertelsmann, Olaf: Zwischen Krieg, Revolution und Frieden: Die Werft Blohm & Voss 1914-1923. Diss. Univ. Hamburg 2003. München 2003.

Michalski, Wolfgang: Hamburg. Erfolge und Erfahrungen in der globalisierten Welt. Hamburg 2010.

Mitteilungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte; hrsg. von der Arbeitsstelle für Hamburgische Geschichte im Historischen Seminar, Schwerpunkt Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, ab Heft 1 (1980).

Müller, Theo und Schlapkohl, Annette: 100 Jahre Schindler: Chronik einer Hamburger Fabrik. Husum 2008.

Ollenschläger, Günter: Die Industrialisierung Hamburgs: Eine wirtschaftsgeographische Städtstudie. Diss. Univ. Köln 1940.

Rheinheimer, Martin, Klaus-Joachim Loren-

zen-Schmidt und Ingwer E. Momsen: Bibliographie zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins. Neumünster 1997.

Schweer, Henning: Die Geschichte der Chemischen Fabrik Stoltzenberg bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Diepholz 2008.

Sötebier, Helmut: Struktur und Entwicklung der Hamburger Industriezweige. 2. erw. Aufl. Hamburg 1986.

Stadtteilarchiv Ottensen e.V. (Hg.): Von Nägeln mit Köpfen. Fundort Ottensener Drahtstifte-Fabrik. Hamburg 1989.

Steinke, Lorenz: Die Bedeutung der Lübeck-Büchener Eisenbahn für die Wirtschaft der Region Hamburg-Lübeck in den Jahren 1851 bis 1937. Diss. Univ. Hamburg 2005. Lübeck 2006.

Tilly, Richard H.: Willy H. Schlieker: Aufstieg und Fall eines Unternehmers (1914-1980). Berlin 2008.

Wiemer, Rolf: Industrie und Gewerbe in Hamburg. In: Erich v. Lehe: Heimatchronik der Freien und Hansestadt Hamburg. 2. erw. u. verb. Aufl. Köln 1967, S. 553 ff.

Herausgeber und V.i.S.d.P.:
Vorstand der Freunde des
Museums der Arbeit e.V.
Wiesendamm 3
22305 Hamburg
Tel. +49 (0)40 – 428133-520
MdAFreunde@museum-der-
arbeit.de

Redaktion:
Jürgen Bönig, Jan Haack,
Heike Jäger, Gernot Krankenhagen,
Sünke Michel, Friedrich Rogge,
Astrid Schulte-Zweckel (mit
Unterstützung von Karin Plessing,
Till Schröder, Helga Koppermann)

Gestaltung:
Sünke Michel

Druck:
Druckerei Zollenspieker
Sept. 2012, Auflage 3.000

ISSN 1865-0406

MUSEUM DER ARBEIT

FREUNDE DES MUSEUMS



Politik von unten Occupy-Camp und
für vergleichende Irrelevanz kämpfen
Zukunft. Die Kapitalismuskritiker ver